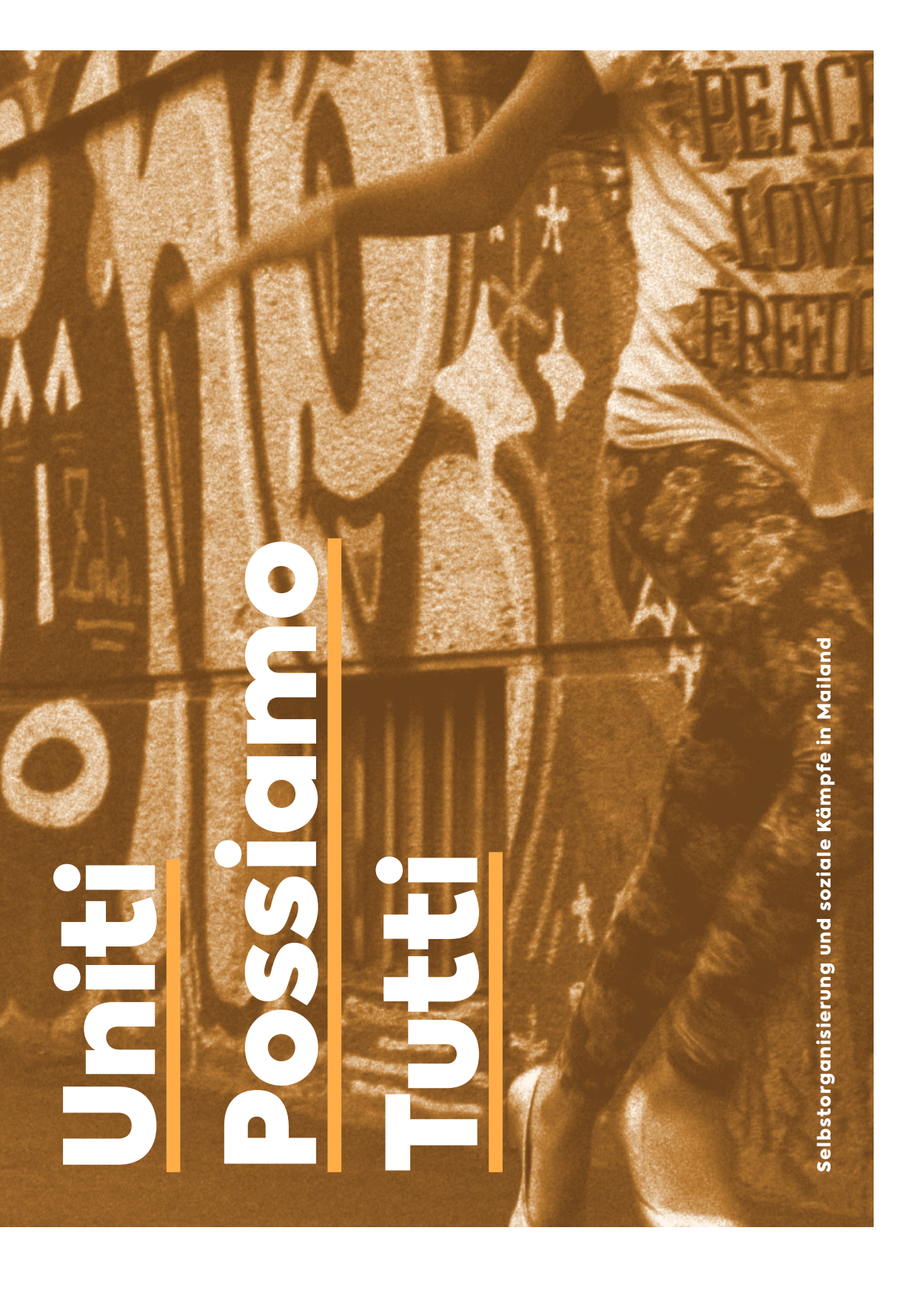




Uniti Possiamo Tutti

Selbstorganisation und soziale Kämpfe in Mailand

HAMBURG IM FRÜHLING 1923
AUS JAN VALTIN, »TAGEBUCH DER HÖLLE«

**»Weigert euch,
den Hausbesitzern
Miete zu zahlen!«**

»Als es heller wurde, kam ich zu einem Haus, vor dem ein städtischer Beamter in eine heftige Auseinandersetzung mit einer Hausfrau verwickelt war. Die Hausfrau sah unglücklich aus. Sie hatte den Arm fest um die Schulter eines Knaben von etwa zehn Jahren gelegt. Am Strassenrand stand ein Lastwagen. Zwei starke Packer warteten. Ich blieb stehen und hörte dem Streit zu.

Die Frau konnte ihre Miete nicht bezahlen. Der Beamte zeigte ihr eine Zwangsräumung. Jeden Tag gab es solche Ausweisungen. Um möglichst wenig Aufmerksamkeit zu erregen, führte man sie in den frühen Morgenstunden durch. »Wir werden ihre Sachen in das städtische Magazin bringen«, sagte der Beamte. Er stiess die Frau zur Seite und betrat das Haus, die beiden Packer folgten ihm. Eine Minute später begannen sie, den Lastwagen zu beladen.

Ein Mann, der ein dickes Bündel Zeitung unter dem Arm trug, kam vorbei, blieb stehen und fragte die Frau: »Exmittierung?«

Die Frau nickte. »Ich weiss nicht, wohin wir jetzt gehen sollen«, sagte sie niedergeschlagen. »Ich werde die Rote Hilfe rufen«, sagte der Mann.

Er legte seine Zeitungen auf den Bürgersteig und lief zum nächsten Laden. Dann kam er langsam zurück und sagte zu den Packern: »Ihr könnt die Möbel dieser Frau nicht wegführen.« Die Frau wartete aufgeregt. In weniger als zehn Minuten war der Lastwagen beladen, und die Packer zurrten die Seile fest. In diesem Augenblick bog eine Gruppe von Männern auf Fahrrädern um die Ecke. Alle trugen sie den fünfzackigen roten Stern an den blauen Mützen.

Als die Packer den Trupp ankommen sahen, traten sie zur Seite. Der Beamte eilte aus dem Haus. Der Mann mit den Zeitungen stürzte sich auf ihn, schlug auf ihn ein. Die anderen sprangen von ihren Fahrrädern und schnitten die Seile durch. Jeder Griff nach einem Möbelstück und trug es ins Haus zurück. Zwei Minuten später fuhr der Lastwagen weg, er war leer. Der Beamte war geflohen. Leute blieben stehen. Die Männer der Roten Hilfe bildeten eine Postenkette vor dem Haus. Andere marschierten auf der Strasse vorbei und riefen im Chor:

»Weigert euch, den Hausbesitzern Miete zu zahlen!«

»Gründet Gruppen der Roten Hilfe in jedem Häuserblock!«

»Nur der Kommunismus gibt euch Freiheit und Brot!«

Inhalt

7 Ciao ragazzi!

10 Der Wilde Westen Mailands

15 »Die Frauen entwickeln ein neues Selbstbewusstsein«

Interview mit Arianna und Guilia vom Comitato Abitanti Giambellino-Lorenteggio

21 »Es sind undokumentierte Migrant*innen wie ich, denen ich helfe, weil sie schutzlos sind«

Interview mit Leo vom Comitato Abitanti Giambellino-Lorenteggio

25 »Für uns ist es nicht nur etwas wirklich Neues, sondern ebenso etwas wirklich Reales«

Interview mit Giovanni vom Comitato Abitanti Giambellino-Lorenteggio

32 Prendiamoci tutto!

Zur Geschichte der »Autonomia«

37 »Bereits innerhalb der Kämpfe eine neue Welt aufbauen«

Interview mit Luigi vom Comitato Abitanti Giambellino-Lorenteggio

43 »Wir fingen mit wenigen Schwestern an und werden jeden Tag mehr«

Interview mit Catalina und Ida vom Comitato Abitanti Giambellino-Lorenteggio

47 »Politische Arbeit ist mehr als nur ein Bereich deines Lebens«

Interview mit Alessio und Gabriel vom Comitato Autonomo Abitanti Barona

53 »Zwischen einfach nur darüber Reden und es dann tatsächlich tun liegen Welten«

Interview mit Marco vom Comitato Abitanti Giambellino-Lorenteggio

Impressum

malaboca kollektiv

Kontakt: malaboca@systemli.org

Blog: malaboca.noblogs.org

Facebook: malaboca collective

Gestaltung: Institut für Gebrauchsgrafik, Frankfurt am Main

Druck: Kartenhaus Kollektiv, Regensburg

Alle Interviews wurden zwischen Mai und November 2016 geführt,
alle Fotos bei einer Demonstration in Mailand aufgenommen.

Veröffentlicht im November 2017.



Nachdem uns die ersten beiden Reisen¹ in den letzten zwei Jahren nach Griechenland und Spanien verschlagen haben, haltet ihr nun die mittlerweile dritte Broschüre des *malaboca kollektivs* in den Händen – dieses Mal aus Mailand. Inhaltlich knüpfen wir an das vorherige Projekt an, indem wir uns dem Thema der selbstorganisierten Stadtteilarbeit widmen. Doch der Weg, der uns in die Stadt führte, die auch schon im letzten Jahrhundert Schauplatz beeindruckender sozialer Auseinandersetzungen war, war weder zufällig, noch von Anfang an so geplant.

Als im Mai 2015 mehr als 30.000 Menschen in Mailand gegen die Eröffnung der genauso unvorstellbar teuren wie überflüssigen Expo-Weltausstellung auf die Straßen gingen, ließen sich auch die Repressionsorgane nicht zweimal bitten. So mussten wir schon einige Tage vor den eigentlichen Protesten erfahren, dass auch mehrere unserer Freund*innen im polizeilichen Gewahrsam gelandet waren. Aber weil natürlich auch bei uns Solidarität eine der besten Waffen ist, bescherte der anschließende Gerichtsprozess uns und vielen anderen die wertvolle Gelegenheit, die Stadt über Monate immer wieder zu besuchen.

Im Zuge dieses Prozesses lernten wir auch unsere heutigen Freund*innen vom *Comitato Abitanti Giambellino-Lorenteggio* kennen. In den proletarischen Vierteln Mailands besetzen sie Wohnungen mit denjenigen, für die in der modernen Metropole scheinbar kein Platz mehr ist. Gemeinsam versuchen sie sich in einer kollektiven Organisation des Alltags: Auf der Basis von Solidarität und entlang der Befriedigung konkreter Bedürfnisse. Darüber hinaus ist ein Großteil von ihnen noch in anderen, dezidiert linksradikalen Projekten organisiert, arbeitet in landesweiten *No Border*-Netzwerken und der *Recht auf Stadt*-Bewegung.

Wie in unseren anderen Broschüren besteht auch diesmal der Großteil aus Interviews – in diesem Fall mit verschiedenen Mitgliedern vom *Comitato Abitanti Giambellino-Lorenteggio* und dem *Comitato Autonomo Abitanti Barona*. Sie berichten von der Entstehungsgeschichte der beiden Mailänder Nachbarschaftskomi-

tees, den alltäglichen Problemen der Bewohner*innen der proletarischen Viertel, der gelebten Solidarität untereinander sowie ihrer politischen Arbeit. Die Mitglieder der Komitees, die schon eine längere Zeit ihres Lebens mit politischer Arbeit verbracht haben, gewähren einen spannenden Einblick in den Veränderungsprozess ihrer bisherigen politischen Praxis – weg von einer stark subkulturell verankerten Szene-Politik, hin zu einer offenen Selbstorganisation im Stadtteil. Bevor jedoch die Protagonist*innen selbst zu Wort kommen, macht eine kleine Reportage den Einstieg, um einen Einblick in die soziale und politische Situation zu geben, in der die Interviews stattgefunden haben. Im Mittelteil findet ihr einen kurzen historischen Abriss zur Bewegung der italienischen *Autonomia*, auf die sich die Genoss*innen in Mailand in ihrer Theorie und Praxis zum Teil beziehen. Und bunt verstreut zwischendrin findet ihr immer mal wieder Zitate aus einem Text, den die Genoss*innen ganz zu Beginn ihrer Arbeit verfasst haben – in Gänze könnt ihr ihn (wenn ihr italienisch sprecht) auf unserem Blog nachlesen.

So zufällig die Begegnung in Mailand auch zustande gekommen sein mag, so wenig zufällig ist unser Interesse an der politischen Arbeit unserer neuen Freund*innen dort. Die vorliegende Broschüre stellt nämlich auch ein Spiegelbild unserer eigenen Diskussionen dar, die wir in Frankfurt und vielen anderen Städten sowohl untereinander als auch mit vielen anderen Menschen, die unsere Leidenschaft für gesellschaftliche Veränderung teilen, seit einiger Zeit führen. Unser gemein-

samer Ausgangspunkt ist dabei ein Gefühl der Ziel- und Strategielosigkeit der radikalen Linken in der BRD. Sie vermag es zwar, in aller Regelmäßigkeit tausende von Menschen zu irgendwelchen Gipfeln und Demonstrationen auf die Straße zu mobilisieren, dies jedoch – so zumindest unser Eindruck – ohne dabei eine tatsächlich langfristige Perspektive zu verfolgen, die über den Versuch einer Verschiebung des öffentlichen Diskurses hinausgeht. Die Ideen unserer Mailänder Genoss*innen kennenzulernen war für uns deshalb ungemein inspirierend. Hier sahen wir ansatzweise das verwirklicht, worüber wir bisher meistens nur auf hypothetischer Ebene diskutiert hatten: Die Verankerung selbstorganisierter Basiskämpfe auf ganz lokaler Ebene als grundsätzlichem Bezugspunkt revolutionärer Politik.

Ohne zu sehr dem vorgreifen zu wollen, was ihr auf den folgenden Seiten noch lesen werdet, wollen wir vier zentrale Charakteristika festhalten, die unserer Meinung nach diese Form der politischen Arbeit prägen und zum Teil im starken Gegensatz zu unserer bisherigen und aktuellen Praxis stehen:

- **Konkrete Probleme** sind der Ausgangspunkt der politischen Arbeit, anstatt die Kritik an abstrakten Strukturen und Mechanismen, die für die meisten Menschen schwer zu greifen und zu vermitteln sind. Kritik an fehlenden Grünflächen, hohen Mietpreisen, schlechter Gesundheitsversorgung, fehlenden Aufenthaltstiteln, übergriffigem Verhalten in einer Kneipe, ausstehendem Lohn oder Prüfungsstress in der Schule und Uni sprechen Menschen in ihren Erfahrungen direkter an als eine abstrakte Übersetzung dieser Symptome in das, was sie de facto sind: Rassismus, Sexismus und kapitalistische Verwertung.
- **Vertrauen schaffen** und eine real erfahrbare Kollektivität aufbauen, anstatt den Fokus auf eine anonyme Medienöffentlichkeit zu legen, die mit Hochglanzkampagnen adressiert werden soll. Kritik ist nur dann vermittelbar, wenn einem auch jemand zuhört. Und, dass uns jemand zuhört und im besten Fall auch noch glaubt, passiert nur, wenn es ein Vertrauensverhältnis zwischen uns und den potentiellen Zuhörer*innen gibt. Das lässt sich nur durch gemeinsame Erfahrungen aufbauen und funktioniert am besten in einem

territorial begrenzten Gebiet, wie einer Nachbarschaft, einem Betrieb, einer Uni, einem Häuserblock.

- **Selbstorganisierte, konkrete Lösungswege finden** und Erfolge verbuchen, anstatt alles auf den Sankt-Nimmerleins-Tag zu verschieben. Vertrauen in Solidarität und Selbstorganisation entsteht vor allem dann, wenn sie funktioniert. Erfolgserlebnisse, das heißt die tatsächliche Lösung realer Probleme, sind der Schlüssel dazu, dass Menschen durch diese Erfahrungen gestärkt werden, weiter machen und möglicherweise selber zu Multiplikator*innen dieser Idee werden.
- **Auf politisches Lernen durch Erfahrung**, anstatt ausschließlich auf theoretische Bildung vertrauen. In den eigenen konkreten Alltagserfahrungen ernst genommen zu werden, auf Menschen zu treffen, deren Ziel nicht in erster Linie die Instrumentalisierung für die eigenen Interessen ist, sondern tatsächliche Solidarität – und bestenfalls auch noch die erfolgreiche Lösung konkreter Missstände – ist oft enorm politisierender als ein Buch, Vortrag oder Film.

Wenn wir auch nur eins aus den zahlreichen Interviews, nicht nur aus der aktuellen Broschüre, sondern auch aus den Jahren zuvor, gelernt haben, dann: Ernst zu machen mit der Suche nach neuen Formen revolutionärer Politik. Die Erfahrungen selbstorganisierter politischer Praxis, die wir in den vergangenen Jahren durch die zahlreichen Begegnungen und Gespräche kennenlernen durften, stellen uns vor ganz konkrete Herausforderungen. Eine davon besteht darin, die Erfahrungen der Vergangenheit, die Kritik daran sowie neue Ideen produktiv miteinander zu verbinden, sich dabei immer wieder kritisch zu hinterfragen und unsere Ideen den Umständen anzupassen – nicht andersherum. Dafür benötigen wir eine ernsthafte Bereitschaft zu lernen. Wir müssen uns trauen, Neues auszuprobieren, neue Menschen kennenzulernen, Altes zu verwerfen und dabei auch Fehler zu machen. Wir brauchen eine ehrliche, selbstkritische Haltung gegenüber unserer politischen Arbeit und gegenüber uns selbst. Wenn wir neue Subjektivitäten entwickeln wollen, dann schließt das nicht nur uns selbst mit ein, sondern der Prozess muss damit anfangen, dass wir uns selbst neu erfinden.

Eins noch, bevor es losgeht: Tausend Dank geht an alle, die uns dabei geholfen haben tolle Menschen zu treffen, gute Fragen zu stellen, noch bessere Antworten aufzuschreiben, sie zu übersetzen und solange weiterzumachen, bis wir wirklich fertig waren.

Genug der großen Worte – wir hoffen, ihr nehmt aus den Erfahrungen der Genoss*innen etwas für eure eigene Arbeit mit und habt viel Spaß beim Lesen,

euer

malaboca kollektiv

PS: Unsere angeklagten Freund*innen wurden aus Mangel an Beweisen freigesprochen.

1 Was nun? Soziale Bewegungen in Griechenland nach dem Regierungswechsel (2015), *preguntando cambiamos. Strategien sozialer Bewegungen in Barcelona und Madrid* (2016)

Der

Wilde Westen

Mailands

Das peruanische Trinkspiel *la ronda* ist simpel. Ein einziges Bierglas wandert schnell von Hand zu Hand – wenn es leer ist, wird sofort nachgeschenkt. Wer zu sehr trödelt, wird mit dem Hinweis angetrieben, dass es sich bei dem Inhalt nicht um Suppe handelt. Da die Runde nicht gerade klein ist, könnte man glauben, es würde eine Ewigkeit dauern, bis ein Effekt spürbar wird. Doch schnell wird klar, dass das eine Fehleinschätzung ist. Die Stimmung im Hof des sozialen Zentrums *Burrida*, von dessen Dach aus man beinahe ganz Genua überblicken kann, wird schnell ausgelassen. Lateinamerikanische Popschnulzen bringen die Anwesenden in Bewegung und wenn man es nicht besser wüsste, könnte das hier auch eine »ganz gewöhnliche« Gartenparty sein. Doch fast alle hier leben eigentlich im knapp zwei Stunden entfernten Mailand. Die meisten kommen aus Peru oder Ecuador und sind vor einigen Jahren auf der Suche nach Arbeit in die norditalienische Metropole ausgewandert. Und sie sind so arm, dass die vergangenen zwei Tage an der ligurischen Küste für manche der erste Urlaub ihres Lebens gewesen ist.

Alle Feiernden an diesem Abend leben in *Quateri popolari*, wie die Arbeiter*innenviertel auf italienisch genannt werden und von denen es in Mailand zahlreiche gibt. Zu Beginn der 50er entwickelten sich die ersten Migrationsbewegungen vom Süden Italiens in die industriellen Zentren des Nordens. Später bekamen die *Quateri popolari* auch mehr und mehr Zulauf durch globale Migrationsbewegungen. Sie alle eint eine schlechte Anbindung ans öffentliche Verkehrssystem, viele kleine Geschäfte und große Wohnblocks, von denen die meisten in der Zeit des italienischen Faschismus gebaut und seitdem, wenn überhaupt, nur äußerlich renoviert wurden. Die Mietpreise steigen hier schneller, als man das Wort Gentrification buchstabieren könnte. Im Zentrum Mailands kostet eine 1-Zimmer-Wohnung im Durchschnitt derzeit mehr als 1000 Euro Miete monatlich. In den Randgebieten immer noch 700 Euro – Tendenz steigend. Bei einem Durchschnittslohn in der

Stadt von rund 1500 Euro, der in den *Quateri popolari* nicht gesondert ermittelt wird, aber weit darunter liegen dürfte, kann sich das hier kaum noch jemand leisten.

In den siebziger Jahren war der öffentliche Wohnungsbau groß, mehr als 75.000 Sozialwohnungen existieren deshalb noch immer in der Stadt. Verwaltet werden sie von der öffentlichen Wohnungsbaugesellschaft *Azienda Lombarda Edilizia Residenziale Milano* – kurz *ALER*. 2013 wurde öffentlich, dass einige Angestellte *ALERs* im großen Stil Gelder veruntreut und Bilanzen gefälscht hatten – einige Verantwortliche wurden daraufhin zu hohen Gefängnisstrafen verurteilt und insgesamt offenbarte sich ein Finanzloch von mehr als einer Milliarde Euro. Damit ist *ALER* faktisch insolvent und für viele Politiker*innen bot das die optimale Gelegenheit, auf eine vollkommene Privatisierung des sozialen Wohnungsbaus zu insistieren. Seit ebenfalls vier Jahren nimmt *ALER*, mit Verweis auf die fehlenden Finanzmittel, deshalb keine Reparatur- und Renovierungsarbeiten der existierenden Wohnungen mehr vor und benutzt den desolaten Zustand vieler Wohnungen als Argument dafür, diese nicht mehr neu zu vergeben, sobald die vorherigen Mieter*innen ausziehen. Pepe, selber aktiv in Kämpfen um Wohnraum in Mailand, schüttelt den Kopf: »Durch diese Entwicklungen entsteht ein absurdes Bild auf dem Wohnungsmarkt Mailands. Mehr als 20.000 Menschen stehen auf der Warteliste für eine Sozialwohnung – manche von ihnen seit mehr als

zehn Jahren – während etwa 8.000 dieser Wohnungen leerstehen. Das kann auf die Dauer nicht gut gehen«. Weil diese neoliberale Misswirtschaft eine existentielle Notlage produziert, besetzen viele Familien eine Sozialwohnung, schätzungsweise 4000 solcher Besetzungen gibt es aktuell. Im öffentlichen Diskurs der Stadtobersten wird diese Wohnungskrise gerne als eine »Besetzungskrise« bezeichnet, was zwar den Bock zum Gärtner macht, aber zu allerlei populistischen Abenteuern einlädt. Eines davon beginnt im November 2014, als Bürgermeister Giuliano Pisapia mit großer Geste und maximaler Medieninszenierung verkündet, man würde sich dem »Besetzungsproblem« jetzt so richtig annehmen und als allererstes binnen weniger Wochen 200 besetzte Wohnungen räumen lassen. Eine der ersten Wohnungen, die geräumt werden sollte, lag in Giambellino, einem der *Quateri Popolari* im Südwesten der Stadt.

Im Nachhinein bezeichnen die Mitglieder des Nachbarschaftskomitees von Giambellino es als das größte Geschenk, das die Stadt ihnen hätte machen können. Ihre Erzählungen dieser Tage beginnen alle nahezu identisch, um der Szenerie die nötige Dramatik zu verleihen: »Es war grau und nieselig. Niemand war auf der Straße und als wir an der Wohnung ankamen, war die Polizei schon im Gebäude«. Doch dann lief alles anders als gedacht. Innerhalb weniger Minuten waren hunderte Nachbar*innen auf der Straße, zogen aufgebracht zur Wohnung und

als Flaschen und Steine auf die Beamten der Kommunalpolizei flogen, machten diese sich unverrichteter Dinge aus dem Staub. Am nächsten Tag titelte die regionale Presse über Bildern kämpfender Anwohner*innen »Der wilde Westen Mailands«.

Die gleichen Szenen, nicht selten von noch heftigeren Auseinandersetzungen begleitet, spielten sich in den folgenden zwei Wochen bei fast jeder Räumung ab, die im Auftrag *ALERs* durchgesetzt werden sollte. Um zu verdeutlichen, wie aufgeheizt die Stimmung dieser Tage war, wird oft die Geschichte des anarchistischen Zentrums *SAO Rosa Nera* im Stadtteil Corvetto erzählt: Das besetzte Zentrum war traditionell subkulturell isoliert, es gab weder von Seiten der Anwohner*innen noch von Seiten der Besetzer*innen ein gesteigertes Interesse an einem nachbarschaftlichen Verhältnis, was über den täglichen Kioskbesuch hinausging. Doch als die kommunale Polizei gemeinsam mit den Carabinieri am 17. November 2014 anrückte, um das Gebäude zu räumen, löste das plötzlich einen stundenlangen Aufstand des ganzen Viertels aus – jedoch nicht, weil die Nachbar*innen spontan ihre Meinung über das *Rosa Nera* geändert hatten, sondern weil sie angenommen hatten die Polizeiarmada sei gekommen, um eine der besetzten Sozialwohnungen zu räumen.

Leben und Kämpfen in einem Territorium bedeutet, dass du bereits jetzt in einer neuen Welt lebst.

**AUS »TERRITORIES TO INHABIT,
WORLDS TO CREATE«**

Im ersten Moment war die Überraschung über die vielerorts aufflammende Wut und Kampfbereitschaft groß. Doch schnell wurde den Beteiligten klar, welcher beschleunigende Effekt diese Dynamik auf schon zuvor existierende politische Experimente der Nachbarschaftsorganisierung hatte, die bis dahin eher ein trauriges Dasein fristeten. In Giambellino hatten diese gut ein Jahr zuvor mit der Besetzung der ersten *Base* begonnen: Ein Gebäude im Wohngebiet, in dem sich eine Handvoll Besetzer*innen aus dem Nachbarviertel traf und vergeblich versuchte in engeren Kontakt mit der lokalen Bevölkerung zu kommen. »Als wir in Giambellino angekommen sind, um mit den Leuten im Viertel zu reden, wirkten wir für diese in einer gewissen Weise wie Aliens. Wir sind hier angekommen und haben angefangen über Revolution und Kommunismus zu reden – dabei haben diese Dinge für die Leute vor Ort einfach überhaupt keine Bedeutung«, erinnert sich Luigi. Als die Polizei nach einigen Monaten das Gebäude räumte, war das Interesse daran so groß, wie an dem Projekt zuvor: Gen null. Daraufhin wurde ein zweites Gebäude besetzt – diesmal gegenüber dem lokalen Wochenmarkt gelegen und dadurch wesentlich sichtbarer und somit Teil des öffentlichen Lebens. Ein paar Leute aus dem Viertel kamen auch, zwar mehr als vorher, aber den großen Durchbruch brachte erst der November 2014.

Auch die zweite *Base* wird schließlich von der Polizei im Vorfeld der 1.Mai-Proteste 2015 gegen die in Mailand stattfindende Weltausstellung Expo geräumt. Doch diesmal regt sich Widerstand bei den Leuten, die mittlerweile eine Beziehung zu dem Ort und seinen ursprünglichen Benutzer*innen aufgebaut haben. Auch wenn die Reaktion medial im Schlachtenlärm des 1. Mai untergeht, dauert es nicht lange bis die Mitglieder des mittlerweile gegründeten »Nachbarschaftskomitees Giambellino« eine dritte *Base* besetzen, die sie auch heute noch nutzen. Gegenwärtig sind mehr als 60 Familien, die in besetzten Wohnungen leben, im Komitee organisiert – zunächst aus der akuten Angst vor einer Räumung. Aber mit der Zeit wurde mehr daraus, als nur eine Nothilfe-Struktur gegen ALER und die Polizei. Die *Base* ist ein wichtiger Ort des sozialen Zusammenlebens geworden, ein Ort der kollektiven Selbstorganisation in Giambellino. Jede Woche gibt es eine medizinische Sprechstunde, zweimal Hausaufgabenhilfe, einmal Fußballtraining des eigenen Vereins *Ardita Giambellino*, ein gemeinsames Essen und natürlich die wöchentliche Versammlung des Komitees. Die Art, mit der man hier gemeinsam und selbstorganisiert Lösungen für die Misere des alltäglichen Lebens findet, hat einen enormen Effekt auf die politische Sozialisation derer, die daran teilhaben. Doch mitnichten ist dieser Lernprozess allein auf die »unpolitischen« Anwohner*innen begrenzt – im Gegenteil »Ich denke, vor allem wir haben uns verändert. Denn als wir in Giambellino ankamen, gab es bereits diese anderen Formen des kollektiven Lebens jenseits von unseren Ideen. Nur wir mussten sie eben erst selbst noch kennenlernen«, erzählt Marco.

Hilfe bei der Kinderbetreuung, Stärke gegen Vermieter*innen und Polizei oder ein gratis Gesundheitscheck sind ganz konkrete Nutzen, die eine Mitgliedschaft im Komitee bedeuten und für viele hier überlebenswichtig sind. Und durch den politischen Diskurs, der anfangs von den Initiator*innen mitgebracht, aber längst ein kollektiv weiterentwickeltes Produkt geworden ist, haben diese

ein enorm widerständiges Potential bekommen, deren zentrale Botschaft ist: Staat und Kapital haben kein Interesse daran, unsere Bedürfnisse zu befriedigen – dann machen wir es eben selbst! Marco beschreibt diesen Prozess wie folgt: »Die Leute bemerken nach und nach, was passiert. Am Anfang werden sie vielleicht aktiv, weil sie ein persönliches Ziel verfolgen, nämlich eine Wohnung haben zu wollen. Aber dort hört unsere Arbeit nicht auf – sonst würden wir uns auf der selben Ebene der Wohltätigkeitsarbeit bewegen, wie die Kirche oder andere Organisation sie machen. Aber das reicht höchstens aus, um sein Gewissen rein zu waschen«. Es wird deutlich, dass das Komitee weitaus mehr als eine bloße Anbieterin selbstorganisierter Sozialleistungen mit revolutionärem Touch ist. Es geht hier nicht bloß um die Befriedigung ökonomischer Grundbedürfnisse. Es geht darum eine andere Art des Zusammenlebens zu kultivieren, die nicht nur die materiellen Schäden kapitalistischer Verwertung zu mildern versucht, sondern gerade auch ihren sozialen Zurichtungen etwas entgegen zu setzen.

Hier im Garten in Genua wird genau das spürbar, was vorher viele eher abstrakt ausgedrückt haben. Ein solches Wochenende hat keinen »direkten politischen Effekt«, noch stellt es eine widerständige Geste des Protests dar. Es ist die praktische Überwindung der Einsamkeit vieler hier, der Vereinzelung und Isolation, in die sie die moderne Metropole zwingt. Hier entsteht ein Kollektiv, eines das sich kennt, das teilt, das sich vertraut. Plötzlich tauchen drei junge Geflüchtete aus dem Senegal auf, die von einem anderen Squat in der Stadt hier her geschickt wurden. Nach einigen Minuten des Fremdseins bekommen sie volle Teller in die Hand gedrückt, nach höchstens einer halben Stunde sind sie be-

reits Teil von *la ronda* – und am Ende des Abends tanzen alle immer noch ausgelassen zu Salsa und Reggeaton.

Kristina, die vom ersten Tag an Mitglied des Komitees ist, sitzt derweil am Rand und blickt nachdenklich durch die Tanzenden hindurch. »Was ihr durch den Kopf gehe, wenn sie den Abend hier betrachte?« Sie schweigt. So lange, dass wir schon denken, sie hätte unsere Frage gar nicht gehört. Doch schließlich sagt sie zufrieden feststellend: »Wir leben einen alltäglichen Kommunismus während wir versuchen ihn aufzubauen, weil es gar nicht anders funktioniert, als ihn in der Praxis zu erlernen«.

»Die Frauen entwickeln ein neues Selbstbewusstsein«

Vielleicht könnt ihr damit beginnen, uns zu erzählen, wie eure politische Arbeit aussah, bevor ihr nach Giambellino gegangen seid?

Giulia: Unsere Situation war, bevor wir mit unserer Arbeit in *Giambellino* begannen, eine ganz andere. Wir lebten gemeinsam mit anderen jungen Genoss*innen in verschiedenen besetzten Squats in Mailand. In der Regel dauerte es ungefähr vier Wochen bis die Polizei kam, um uns zu räumen und wir uns wieder ein neues Squat suchten. Zu dieser Zeit hatten wir wenig Verantwortung für etwas, also taten wir was immer wir wollten. Wir verbrachten eine Menge Zeit in der Universität und fast alle Genoss*innen, die wir in der Zeit trafen, kamen aus diesem Umfeld. Die bedeutsamsten Dinge, an denen wir in dieser Zeit arbeiteten, waren die Studierendenproteste und die *No TAV*-Bewegung¹. Wir verbrachten unseren gesamten Sommer im *No TAV*-Camp im *Val di Susa*. Aufgrund der beschriebenen unsicheren Wohnsituation in den besetzten Häusern gingen einige von uns nach *Ticinese* – einem traditionell linken Viertel, in dem die Polizei sich seit langer Zeit nicht traut Wohnungen zu räumen. Allerdings ist die Situation in *Ticinese* ein wenig...

Arianna: ... statisch.

Giulia: Ja, statisch. Das liegt daran, dass die circa drei Straßenzüge mit besetzten Häusern voll sind und es keine Dynamik mehr gibt. Das war einer der Gründe, warum wir uns nach einer Gegend umsahen, die für uns politisch interessanter sein könnte. Zur gleichen Zeit hatten wir ein Squat *Pizzeria*, das in der Nähe von *Giambellino* lag – *Giambellino* ist ein Viertel, in dem viele Migrant*innen und Arbeiter*innen leben. Einige der Leute aus *Giambellino* kamen aus Neugier und um sich Umzuschauen in die *Pizzeria*, wodurch erste Momente des Kennenlernens entstanden.

Arianna: Danach gingen auch einige von unseren Genoss*innen nach *Giambellino* und besetzten zunächst einige Wohnungen für uns selbst – indem wir dort anfangen zu leben, wollten wir einen ersten Zugang zum Viertel schaffen. Zu Beginn hatten wir nur ein Haus, aber nach bereits einiger Zeit waren es drei bis vier. In *Giambellino* leben sehr viele Menschen in besetzten Häusern, viele haben einen Migrationshintergrund – es gibt viele Roma, Menschen aus Ägypten, Marokko oder Südamerika – so stellten wir fest, dass es im Viertel sehr interessante Themenfelder für uns gibt.

Giulia: Einer der wichtigsten Kristallisationspunkte in dieser Zeit war der November 2014, als die Polizei ankündigte, innerhalb eines Monats alle besetzten Häuser zwangsräumen zu wollen. Das führte dazu, dass alle Menschen aus den proletarischen Vierteln Mailands auf die Straße gingen. Jeden Tag, wenn die Polizei versuchte zu räumen, stand die gesamte Nachbarschaft auf der Straße und rief »Nein! Wir werden nicht gehen!«.

Arianna: Wir waren umgeben von den Bewohner*innen der Viertel, die sich gegen die Zwangsräumungen zur Wehr setzten – und das in allen Arbeiter*innenvierteln Mailands. Für einige Monate hatten wir als Genoss*innen eine *WhatsApp*-Gruppe gegründet, in der alle Infos über die Zwangsräumungen verschickt wurden.

Giulia: Die Gruppe deckte den gesamten Stadtbereich ab. Es gab viele witzige Momente, da viele der Leute nie zuvor in einer vergleichbaren Situation waren, so dass Dinge geschrieben wurden wie »Ich habe ein Polizeiauto in der Straße gesehen« – super weit entfernt – »Alle sollen vorbeikommen!«.

In *Ticinese* wurden auch in dieser Zeit keine Zwangsräumungen durchgeführt. Die Polizei ist wie gesagt – aufgrund der politischen Gegebenheiten – sehr vorsichtig und zurückhaltend. Sie wissen, dass einiges passiert, wenn sie nach *Ticinese* kommen würden. Gleichzeitig sah ich zu dieser Zeit häufig Leute, die dabei waren Barrikaden zu bauen, da über die *WhatsApp*-Gruppe das Eintreffen der Polizei angekündigt wurde – was allerdings nie passierte. Die Situation bekam eine verrückte Dynamik. Auch die Viertel, in denen keine Genoss*innen lebten, begannen sich zu organisieren. Sie bildeten Nacht- und Tagschichten, um rechtzeitig Alarm zu schlagen, falls die Polizei anrücken würde. Diese Situation hielt ungefähr

einen Monat. In dieser Zeit konnten wir sehr viele Leute auf der Straße kennenlernen.

Arianna: Jeden Tag gingen Nachrichten über unsere *WhatsApp*-Gruppe und bei jeder angekündigten Zwangsräumung kamen die Leute – sowohl Genoss*innen als auch alle anderen – aus den verschiedensten Viertel zu dem genannten Ort, um sich zu unterstützen und die Häuser zu verteidigen. Und natürlich waren viele von uns vor Ort, allerdings entwickelten sich viele Dinge auch von selbst und unabhängig von uns. Einfach weil die Leute Angst hatten ihre Wohnungen zu verlieren. Für uns als Gruppe geht die Entscheidung in *Giambellino* zu leben und politisch aktiv zu werden auf diese Zeit zurück, in der wir auf Grund der Ausnahmesituation mit so vielen Leuten in Kontakt kamen. In diesen Tagen beschlossen wir, auch gemeinsam mit den Bewohner*innen, die Gründung unseres Komitees. Wir hatten eine große Versammlung mit Familien, alten und jungen Menschen, um uns über die Verteidigung der Häuser auszutauschen und zu organisieren.

Das klingt wirklich nach einem ereignisreichen Monat. Wie ging es dann mit dem Komitee weiter und was waren die entscheidenden Ausgangspunkte der Entwicklungen?

Arianna: Nachdem wir uns für die Gründung des Komitees entschieden hatten, besetzten wir gemeinsam ein neues Objekt, das eine Art soziales Zentrum werden sollte. *La Base* war ein Ort, an dem viele Leute einfach vorbeikamen und wir eine gute Sichtbarkeit hatten, da er direkt am Park und am Markt lag.

Giulia: Wir haben uns einmal die Woche getroffen, weil die Bewohner*innen sich weiter austauschen wollten, was wir tun und wie wir uns organisieren, wenn die Polizei kommt und so weiter. Später begannen wir dann auch, Hausaufgabenhilfe für die Kinder zu organisieren, mit dem *free food-program* und vielem mehr.

Arianna: Zum Beispiel organisierten wir auch viele öffentliche Mittags- und Abendessen. Aber das Entscheidende ist, dass wir ab diesem Zeitpunkt anfangen, das gesamte Leben der Leute zu adressieren. Wir verbreiteten unseren Aktionsradius von der Notfallintervention gegen die Zwangsräumungen und der allgemeinen Wohnproblematik, hin zu der Thematisierung des gesamten Lebensalltags. Dazu muss man verstehen, dass die Menschen in *Giambellino* immer die Letzten der Gesellschaft sind, die Letzten von allem. Das heißt, wir begannen uns mit realen, existenziellen Problemen auseinanderzusetzen. Wir fragten uns gemeinsam mit den Leuten, wie wir ein neues gemeinsames Leben organisieren können – ein selbstständiges Leben natürlich. Auch wenn wir kein Geld haben, können wir ein gutes Leben erschaffen und gut zusammen leben.

Giulia: Daher kommt auch der Slogan des Komitees: »Hier werden wir gut leben«²

Vielen Dank für diesen Rückblick auf eure Entstehungsgeschichte und Kernideen. Uns würde noch interessieren, ob ihr auch einen feministischen Schwerpunkt in eurer Arbeit habt, der sich speziell mit der Perspektive der Frauen im Viertel beschäftigt?

Giulia: Ja, wir haben im Komitee schon viel darüber gesprochen, da bei uns viele Frauen aktiv sind. Auch gerade in dem Monat der Zwangsräumungen waren es diese Frauen, die ohne Furcht in der ersten Reihe standen.

Arianna: Selbst die Zeitungen berichteten darüber.

Giulia: Die Zeitungen titelten »Frauen in der ersten Reihe«. Das war etwas neues, da sonst die Arbeitsbereiche von Männern und Frauen klassisch aufgeteilt sind. Die Wohnung ist der vermeintlich natürliche Bereich der Frauen. Einige Männer der Familien vertreten gegenüber ihren Frauen die



Meinung: »Ich gehe arbeiten. Du gehst zum Komitee. Unsere Wohnsituation ist deine Aufgabe.« Die Entwicklung des Komitees war dann schön zu beobachten, weil...

Arianna: Die Frauen entwickelten ein neues Selbstbewusstsein. Sie fingen an öffentlich und auf unseren Treffen zu sprechen, was ihnen eine neue Selbstsicherheit gegeben hat. Eine neue Selbstsicherheit, die sich auf den gesamten gemeinsamen Kampf auswirkt.

Guilia: Aber es ist nicht einfach...

Warum ist es nicht einfach?

Arianna: Hier leben viele Familien aus Lateinamerika und anderen Ländern, in denen patriarchale Strukturen und Machismo sehr verbreitet sind. Die Grundhaltung, dass Frauen eine andere Rolle in der Gesellschaft besetzen als Männer, ist weit verbreitet. Wir haben eine Reihe von Fällen häuslicher Gewalt. Wir fragen uns häufig, wie wir mit dem Problem umgehen können – was wir tun können und wie wir es richtig angehen. Ein offensiver Umgang, der einfach sagt: »Das ist schlecht«, »Das muss aufhören« funktioniert nicht. Wir brauchen gemeinsame Diskussionen und gemeinsame Lösungsstrategien.

Welche Strategien habt ihr in der Vergangenheit bereits ausgetestet?

Giulia: Als erstes haben wir versucht eine Frauenversammlung zu machen. Dafür schrieben wir eine Einladung, in der wir zum gemeinsamen Treffen, sprechen, Tee und Kaffee trinken einluden. Aber niemand kam. Eine rief uns an und sagte: »Entschuldige, aber mein Sohn ist krank geworden. Ich muss zuhause bleiben«. Eine andere: »Ich muss leider arbeiten«. Danach entschieden wir uns, mit etwas zu beginnen, das näher an der Praxis – an der Lebensrealität – ist. Eine Idee, die wir hatten, war einen Kurs zur Selbstverteidigung in unserem damaligen besetzten Gym *La Palestra* anzubieten. Eine weitere war, eine Beratungsstunde für Frauen, primär für medizinische Fragen, ins Leben zu rufen. Unsere Überlegung und Hoffnung war, dass wir durch die Angebote ein Zusammenkommen schaffen, welches es auch ermöglicht über andere Probleme gemeinsam ins Gespräch zu kommen. Denn bis dato war es nicht üblich kollektiv in Frauengruppen über derartige Probleme zu sprechen. Das geschieht vor allem in privaten Zweiergesprächen. Und obwohl Frauen so aktiv in unserem Komitee sind, haben wir keine kollektive Diskussion und Vertrauensbasis für bestimmte Probleme. Hinzu kommt, dass wir – als Genoss*innen – aufgrund der unterschiedlichen Lebenserfahrungen und Lebensrealitäten, manche der Probleme und Konflikte nicht wirklich nachvollziehen können. Und möglicherweise sind auch genau diese feinen Unterschiede der Grund, warum ein reines Frauenplenum – so wichtig wir es auch finden – nicht funktioniert hat. Nicht zuletzt auch in einem ganz praktischen Sinne:

Eine der größten Fehler, die wir in der heutigen Zeit tun können, ist, sich nicht zu organisieren.
Viel zu häufig nehmen wir eine minimalistische Perspektive auf Dinge ein, als ob sich alles um uns und unsere vier Freund*innen drehen würde.

AUS »TERRITORIES TO INHABIT, WORLDS TO CREATE«

Wir haben bereits einmal die Woche das Treffen des Komitees. Die Frauen können aus Zeitgründen kein weiteres regelmäßiges Treffen besuchen, da sie arbeiten und sich um ihre Kinder kümmern müssen. Es ist wirklich schwierig, sich in die Auseinandersetzung mit dem realen Leben und den dazugehörigen Problemen zu begeben.

Könnt ihr uns noch etwas genauer die Beziehungen zwischen euch als Genoss*innen und den anderen Frauen im Komitee beschreiben?

Arianna: Klar. Wir sind alle jung, viele von uns gehen zur Universität, einige arbeiten. Aber wir sind junge Menschen, mit einer Menge Freiheiten. Das meint: Freizeit und Zeit für politische Aktivitäten – wir haben uns dafür entschieden. Viele Frauen im Komitee haben Kinder, Ehemänner, sind mit oder ohne Arbeit. Sie müssen zum Supermarkt gehen, ohne das Geld zu haben ihre Familie zu versorgen. Sie müssen mit all diesen Problemen leben, wodurch sie wenig Zeit haben. Wirklich. Sie haben keine Zeit, weil sie ein verrücktes Leben haben.

Giulia: Die Frauen im Komitee bemerken auch – aufgrund unseres Umgangs miteinander und unserer Art zu reden – dass das Geschlechterverhältnis unter Genoss*innen ein anderes ist, dass es den Anspruch oder die Forderung nach Gleichberechtigung gibt.

Als Beispiel: Ich habe eine Beziehung zu einem Mann aus Südamerika. Das führt dazu, dass ich eine besonderes Vertrauensverhältnis zu vielen anderen Frauen aus dem Komitee entwickeln konnte. Wir reden über Erfahrungen, verschiedene Beziehungsmodelle und -probleme. So lernen wir

voneinander. Das kann, denke ich, ein guter Ausgangspunkt sein, um über Gleichberechtigung zu sprechen.

Das, was ihr beschreibt sind Prozesse der gemeinsamen und politischen Organisation, die auf eine lange Zeit ausgerichtet sind und bei denen es notwendig ist, sich immer wieder selbst zu hinterfragen, um neue Formen der Organisation zu finden. Daran anschließend haben wir zwei letzte Fragen. Als erstes würde uns interessieren, was ihr zu diesem Zeitpunkt als die Punkte festhalten würdet, die ihr mitgenommen habt?

Giulia: Einer der wichtigsten Punkte ist, dass man immer wieder mit Situationen konfrontiert wird, die Fragen über einen selbst aufwerfen. Fragen, die man sich so noch nicht gestellt hat. Situationen, in denen man sich fragt: »Ist etwas wirklich so oder so für uns? Sind Frauen unter Genoss*innen wirklich genauso gleichberechtigt wie die Männer?«. Also fängt man an darüber zu reden. Sich mit neuen Eindrücken und Lebensrealitäten auseinanderzusetzen, wirft sehr basale neue Fragen auf – darüber wer man ist und was man tut.

Arianna: Und ich denke, wir haben gelernt, dass da draußen eine Welt existiert, die organisiert werden muss – natürlich anders als bisher. Wenn man wirklich eine unabhängige Gesellschaft kreieren will, muss man sich die Frage stellen, wie man die Dinge des alltäglichen Lebens organisieren will. Dinge, die bisher die bestehenden Institutionen strukturieren. Beispielsweise die Frage der Gerechtigkeit und der Bestrafung. Natürlich will man niemanden bestrafen. Aber wie entscheiden wir das? Etwa im Falle von häuslicher Gewalt oder betrunkenen Schlägereien. Es gibt eine Reihe von Situationen, in denen Leute üblicherweise die Polizei rufen. Und nun versuchen eben wir – gemeinsam – eine Lösung zu finden, ohne die Polizei zu rufen. Die Herausforderung besteht darin, eine gemeinsame Form der Gerechtigkeit zu entwickeln. Manche denken, das Komitee wäre eine Art Gericht und kommen mit ihren Problemen und wollen, dass das Komitee entscheidet. Damit verknüpft sich das Problem, dass wir immer wieder als Anführer*innen einer Bewegung betrachtet werden. Da unsere Gemeinschaft klein ist, können wir viel darüber sprechen. Aber was würden wir in einer größeren Gesellschaft machen, wie würden wir die Dinge organisieren? Das sind rea-



le Probleme. Hierfür versuchen wir in gemeinsamen Diskussionen Lösungsansätze zu entwerfen.

Wenn ihr euch vorstellt, wir würden in unserer Stadt etwas ähnliches machen wollen, welchen Rat würdet ihr uns geben?

Arianna: Wenn man die Probleme der Menschen adressieren will, muss man als erstes ihre Probleme kennenlernen. Hierfür muss man einen Zugang finden, einen realen Zugang zu dem Leben in einem Viertel. Wenn man wirklich etwas autonomes aufbauen möchte, muss man einen wirklichen Zugang zum Leben und den Problemen bekommen, um dann gemeinsam mit den Leuten darüber zu sprechen, wie man gemeinsam in der Zukunft leben kann und möchte. Es klingt blöd,

aber eine der wichtigsten Dinge, die wir gelernt haben ist, dass eine strikte Organisation das Fundament für alles weitere ist. Wir können nicht aufhören zu organisieren. Es ist super wichtig, den Leuten zu vermitteln, die alltäglichen Konflikte, mit denen alle konfrontiert sind, auch wirklich auszutragen. Das kann der Kampf um Häuser sein oder die Auseinandersetzung mit der Polizei. Und das ist der Grund, warum es entscheidend ist, in einem Stadtteil verwurzelt zu sein und Leute zu treffen. Die alte Frau. Den alten Mann. Die Ägypterin. Den Drogendealer. Alle. Die Verankerung schafft eine neue Form der Stärke, die notwendig ist, wenn wir größer werden wollen.

1 Als No TAV-Proteste wird der Widerstand gegen den Bau einer Zugtrasse für den Hochgeschwindigkeitszug TAV durch das *Val di Susa* bezeichnet. Sie sind, gerade durch die starke Verbindung zwischen lokaler Bevölkerung und politischen Aktivist*innen aus ganz Italien und Europa, den Anti-Castor-Protesten im Wendland in vielen Aspekten sehr ähnlich.

2 Italienisch: »Qui vivremo bene!«

»Es sind undokumentierte Migrant*innen wie ich, denen ich helfe, weil sie schutzlos sind«

Uns würde zunächst dein Hintergrund interessieren: Was hast du vorher so gemacht, wie bist du nach Giambellino gekommen, wie bist du Teil des Komitees geworden?

Leo: Ich bin 2010 nach Italien gekommen. Ich habe sechs Monate lang in der *Via Padova* gelebt. Dort gab es häufig Stress zwischen verschiedenen Gangs. Jedes Mal, wenn ich von der Arbeit kam, hielten mich die Bullen an, um meine Dokumente zu kontrollieren, meinen Rucksack zu durchsuchen und so weiter. Also bin ich nach *Giambellino* gegangen, weil es dort ruhiger war.

Ich bin jetzt seit fünf, sechs Jahren hier. Vor circa zwei Jahren habe ich die Leute vom Komitee kennengelernt, die immer direkt vor meiner Wohnung in der *Via Degli Apuli* Flugblätter gegen Zwangsräumungen verteilen. Nach einer Weile haben wir begonnen uns zu grüßen und sind ins Gespräch gekommen. Sie fragten mich, wie ich es schaffe die Miete zu bezahlen. Dann, als sie hier das Zentrum in der *Via Odazio* aufgemacht haben, bin ich eines Abends nach der Arbeit vorbeigekommen. Ich habe ihnen bei der Arbeit zugeschaut und sie gefragt, was sie da machen und sie haben mich hereingebeten und mir erklärt, dass sie ein sozia-

les Zentrum für das Stadtteilkomitee eröffnen, dass sie hier zusammen kochen und essen und dass es auch eine Fußballmannschaft gibt, mit der ich gerne trainieren könne. Vor allem durch die Fußballmannschaft habe ich dann festen Anschluss an das Komitee gefunden.

Nach einiger Zeit haben wir ein ehemaliges Hotel besetzt, wo ich ungefähr einen Monat lang gelebt habe, aber weil dort nachts immer Party gemacht wurde, bin ich nach *Giambellino* zurückgekehrt.

Eine Weile lang habe ich wieder Miete bezahlt, bin dann aber wieder mit zwei Genoss*innen in ein besetztes Haus gezogen.

Im August 2015 bin ich für acht Monate nach Deutschland gegangen. Als sich dort herausstellte, dass ich keine Aussicht auf eine Aufenthaltserlaubnis in Deutschland habe, bin ich nach Italien zurückgekehrt. Seitdem wohne ich wieder in einer besetzten Wohnung und besuche regelmäßig die Plena des Komitees.

Warst Du – bevor Du nach Giambellino kamst – bereits Teil einer selbstverwalteten Struktur oder anderweitig politisch aktiv?

Leo: Nein, noch nie. Ich bin im Senegal zwar auf ein paar Demos gegangen, schon als Schüler, aber die sind dort etwas anders. Man demonstriert dort eher gegen einen Präsidenten, den man nicht mag. Oder die Leute demonstrieren spontan gegen einen unbeliebten Bürgermeister. Ich bin zum Beispiel 2007 auf Demos für die Absetzung des damaligen Präsidenten gewesen, organisiert habe ich sie aber nie.

Wenn das Komitee also sozusagen deine erste politische Organisierungserfahrung ist, welchen Eindruck hattest du zu Beginn von den Plena und welche Bereiche fandest du am interessantesten?

Leo: Ehrlich gesagt hörte ich am Anfang viel zu und versuchte zu verstehen, was die Menschen dort eigentlich genau machten und wie das alles hier so funktioniert. Am meisten beeindruckt war ich von der Solidarität der Leute untereinander. Besonders gefallen hat mir auch, dass die Genoss*innen von Anfang an gegen Rassismus kämpften. Und zwar nicht in der Form von Demonstrationen, sondern vor allen Dingen im alltäglichen Umgang miteinander. Dieser Aspekt hat mich zunächst auch mehr

interessiert als Hausbesetzungen. Deswegen engagierte ich mich zuerst auch in der *No Border*-Bewegung. Hier unterstützen wir Menschen dabei ihre Grundbedürfnisse zu befriedigen und ermöglichen es Kindern in die Schule zu gehen. Im Grunde sind es Migrant*innen, wie ich, denen ich helfe, weil sie ohne Papiere völlig schutzlos sind.

Die Verhältnisse für Refugees in Italien sind schrecklich. Viele wohnen in überbelegten Wohnungen und haben keinen Zugang zu warmem Wasser oder Essen. Während man als Refugee in Deutschland jeden Monat etwas über 300 Euro bekommt und zumindest die Schulpflicht für die Kinder eingehalten wird, bekommt man hier einen Scheißdreck. Es gibt keine menschenwürdige Unterbringung oder Versorgung, einfach nichts.

In Italien gibt es keine Perspektive oder Hoffnung für Geflüchtete auf eine bessere Zukunft. Für viele Refugees, gerade die jungen, ist das Dealen häufig der einzige Weg etwas Geld zu verdienen. Ich finde es schrecklich mit ansehen zu müssen, wie viele Jugendliche hier in die Kriminalität und das Drogenmilieu abrutschen – einfach weil ihnen keine andere Möglichkeit bleibt. Hier im Komitee hatten wir gerade gestern eine Diskussion darum, weil die Stadt jetzt an vielen Ecken Überwachungskameras aufhängen möchte, um angeblich gegen die Dealerei vorzugehen. Es gab den Vorschlag, gegen diese Kameras eine Art Spaziergang zu organisieren, um diese zu verdecken, da gesagt wurde, dass die Kameras nur eine weitere repressive Maßnahme des Staates zur Kontrolle und Überwachung sind. Aber ich habe gesagt, dass ich es gut fände, wenn die Kameras dazu führen

würden, dass weniger geflüchtete Jugendliche mit Drogen dealen. Das sind dann auch mal unterschiedliche Perspektiven und Erfahrungen auf Situationen, die wir dann gemeinsam besprechen müssen.

Könntest du nochmal die Tätigkeiten des Komitees beschreiben, also wie eure politische Praxis und euer Alltag aussieht?

Leo: Um große Dinge zu erreichen, sind wir nicht stark genug, aber wir machen zweimal in der Woche eine *Cantina*, also eine Küche für Alle. Eine Mahlzeit kostet nur drei Euro und viele der Anwohner*innen kommen hierhin, weil sie es sich sonst nie leisten können in Restaurants zu essen. Bei uns gibt es gutes Essen und man ist beisammen, kann sich unterhalten und Leute treffen. Diejenigen, die nicht einmal die drei Euro für das Essen bezahlen können, können sich an den Haushaltsarbeiten beteiligen und so gratis essen. Übrigens wurden von den Einnahmen der *Cantina* damals auch meine Anwaltskosten finanziert, als ich meine Aufenthaltserlaubnis beantragt hatte und arbeitslos war. Ich hatte also auch einen ganz konkreten Nutzen davon. Als Komitee nehmen wir in letzter Zeit auch häufiger an anderen politischen Events, vor allem Demonstrationen, teil.

An welchen Demonstrationen habt ihr als Komitee denn in letzter Zeit teilgenommen?

Leo: Die letzte Demonstration, an der wir als Komitee teilgenommen haben, war die Demo in Rom gegen Renzis Verfassungsreform. Das war für mich eine schöne

Erfahrung, obwohl ich kein Stimmrecht habe und die Verfassungsreform mich also nicht direkt betroffen hat. Für mich ist es wichtig auch über den Stadtteil hinaus zu politischen Themen Stellung zu beziehen. Speziell bei der Demonstration in Rom beteiligten sich erfreulicherweise auch viele Menschen aus afrikanischen Ländern.

Wie du gerade beschrieben hast organisiert ihr ja viele gemeinsame Treffen, kocht viel, veranstaltet Partys und habt euren Fußballverein. Wo siehst du die Begrenztheiten oder Probleme des Komitees?

Leo: Ich denke, die harte Repression seitens der Polizei und des Staates ist ein großes Problem. Es ist einfach nervig, dass einem diese sinnvolle Arbeit erschwert oder verboten wird und Papierlose dafür abgeschoben werden können. Wenn die Polizei kommt, beispielsweise bei Räumungen, fragen sie direkt nach den Dokumenten und wenn man sie nicht hat wird man abgeführt, ohne zu wissen, wohin. Für diese Probleme haben wir keine Lösung parat.

Wenn wir aufhören in der Trennung von Genoss*innen und Bewohner*innen zu denken, werden wir sehen, dass es möglich ist, etwas viel Größeres zu schaffen, etwas das vielleicht über uns hinausweist und uns zeigt, dass es eine größere Dimension von Kämpfen gibt.

Ein weiteres Problem sehe ich darin, dass die Familien, die hier im Stadtteil um Wohnungen kämpfen, sich in einer ganz spezifischen Notsituation befinden. Ihnen geht es häufig auch nur darum eine bezahlbare Wohnung zu finden und nicht, sich im Komitee zu engagieren.

Außerdem ist es meiner Ansicht nach nicht ausreichend nur Partys zu organisieren. Es gibt wichtigere Dinge, die wir angehen sollten. Ich finde auch, dass unsere Arbeit zu sehr auf Familien ausgerichtet ist und sehe die Gefahr, dass Menschen ohne Familie ausgeschlossen oder übergangen werden könnten.

Von diesen Problemen ausgehend: In welchen Bereichen, denkst du, könnte sich das Komitee noch mehr engagieren?

Leo: Ich würde gerne mehr für unbegleitete minderjährige Geflüchtete tun. Sie leben hier unter derart schlechten Bedingungen, dass ihre einzige Möglichkeit sich etwas Geld zu verdienen, um den Tag zu überstehen, das Dealen ist. Ich sehe das immer wieder und möchte verhindern, dass sie da hinein geraten und ihnen dabei helfen, andere Perspektiven zu entwickeln.

Mich macht es krank, zu sehen, wie viele jugendliche Geflüchtete an den Straßenecken stehen und irgendeinen Dreck verkaufen müssen, um irgendwie

über die Runden zu kommen. Das Komitee könnte eine Anlaufstelle für sie bilden – eine Unterkunft für hundert Jugendliche, das würde mir gefallen. Die Jugendlichen brauchen Hilfe und Orientierung.

Unsere letzte Frage an dich bezieht sich darauf, dass wir gerne etwas machen würden, das eurem Komitee ähnelt. Hast du aufgrund eurer Erfahrungen einen Rat für uns?

Leo: Seid solidarisch, kämpft, macht antirassistische Arbeit. Meine Freund*innen in München haben Probleme, weil sie nur als »Wirtschaftsflüchtlinge« angesehen werden. In Stuttgart gibt es viele minderjährige Geflüchtete, zum Beispiel aus Gambia, die dealen. Migrant*innen, insbesondere Jugendliche, brauchen also auch in Deutschland Hilfe und Solidarität.

Und ansonsten: unsere Initiative hat mit Hausbesetzungen Erfolg gehabt und ist dadurch gewachsen, aber wie gesagt sind unsere Aktivitäten



»Für uns ist es nicht nur etwas wirklich Neues, sondern ebenso etwas wirklich Reales«

Wenn du auf eure politische Arbeit heute schaust, inwiefern unterscheidet sich diese von dem, was ihr in den letzten Jahren getan habt?

Giovanni: Die Vorstellung, mit der ich und wahrscheinlich die meisten von uns aufgewachsen sind und die unsere politische Sichtweise in den 90ern und 2000ern in Italien – vermutlich sogar in ganz Europa – geprägt hat, ist die Ideologie der endgültigen Durchsetzung des Kapitalismus, bis in unsere eigenen Leben hinein. Und von unseren Genoss*innen, die zu dieser Zeit aktiv waren und kämpften – beispielsweise innerhalb der Antiglobalisierungsbewegung – haben wir übernommen, dass Veränderung innerhalb des Kapitalismus vor allem ein schwieriger und sehr langsamer Prozess ist.

Aber die Situation ist mittlerweile eine andere. In den letzten vier oder fünf Jahren, also seit Ausbruch der Finanzkrise, nehmen wir eine rasante Veränderung des Zustands des Kapitalismus wahr und wie dieser das alltägliche Leben der Menschen hier in Italien beeinflusst. Ich hätte zum Beispiel nie gedacht, dass ich praktisch die Zerstörung der Idee eines Europas miterleben werde. Was ich damit sagen will: Der Ausgangspunkt, von dem aus wir Politik machen, ist ein vollkommen anderer als noch vor zehn Jahren.

Angesichts dieser Ausgangslage haben wir also angefangen uns Gedanken darüber zu machen, wie der Aufbau einer autonomen Gegenmacht heute aussehen könnte und welche Rolle wir als Genoss*innen dabei spielen. Schlussendlich stellten wir fest, dass unsere Kollektivität hauptsächlich auf ähnlichen Vorstellungen über Freude, Gerechtigkeit und einen spezifischen Lifestyle beruht, diesen jedoch eine materielle Realität fehlt. Wir sind Genoss*innen geworden, nicht aufgrund der gemeinsamen Erfahrung eines Elends in unserem Leben, sondern aufgrund gemeinsamer Ideale und ethischer Vorstellungen.

In der Vergangenheit war unsere Vorstellung davon geprägt, dass es auf der einen Seite die Arbeiter*innen und auf der anderen die scheiß Kapitalist*innen gibt. Und wir selbst sind Teil einer kleinen Gruppe von Leuten, die gegen das System sind, Demos organisieren und so weiter – allerdings ohne jemals eine ernsthafte gesellschaftliche Basis zu haben. Im Grunde ist es unmöglich ohne eine gesellschaftliche Basis politisch zu arbeiten. Auf diese Weise realisierten wir, dass der Aufbau einer autonomen Gegenmacht irgendwie mehr sein muss, dass es letztlich um die Frage nach dem alltäglichen Leben selbst geht. Für uns bedeutet das im Konkreten, dass wir unsere Ethiken, Ideologien und die Mitgliedschaft in einer politischen Gruppe nicht von unserem restlichen Leben trennen. Wir müssen den Blick also auf jeden Aspekt unserer Leben werfen, weil Autonomie eine Sache ist, wie Leute fühlen, wie sie ihren Alltag leben und wie sie für sich selbst und ihre Familien sorgen können. Wir müssen es als etwas universales, etwas allumfas-

sendes betrachten. Wir müssen anfangen uns selbst nicht länger zwischen irgendwelchen individuellen Identitäten, wie »Ich bin Student*in, ich bin Arbeiter*in, ich bin jung«, hin- und herzubewegen, denn all diese Identitäten zusammen ergeben die Gesamtheit des Lebens.

Die Arbeit des Komitees besteht deshalb nicht in einem Kampf um Teilhabe. Unsere politische Praxis besteht nicht darin, dass wir sagen: »OK, jetzt müssen wir eine Kampagne gegen Räumungen machen. Oder als nächstes machen wir eine Kampagne gegen Faschismus« oder so. Unsere Perspektive besteht vielmehr darin, zu sagen: »OK, lasst uns etwas Autonomes aufbauen. Beginnen wir mit dem Aufbau eines autonomen Terrains innerhalb der Metropole.« Denn die Metropolen, in denen wir leben, sind nicht dazu gedacht, in ihnen reale Beziehungen zu anderen Menschen aufzubauen, sie sind von ihrer Idee her schon ein unmenschlicher Ort.

Du hast erwähnt, dass die Veränderungen eurer politischen Praxis mit einer veränderten Wahrnehmung einhergingen, wie ihr euch selbst als Genoss*innen seht. Kannst du nochmal kurz erklären, was genau sich in eurer Eigenwahrnehmung geändert hat?

Giovanni: Die wichtigste Erkenntnis war, zu verstehen, dass du innerhalb eines Kampfes als Individuum nicht alleine handelst, sondern dies stets in Verbindung mit anderen tust. Diese Erkenntnis hatte vor allen Dingen Auswirkungen darauf, was unsere Vorstellungen von uns selbst als Genoss*innen sind. Das bedeutet, dass wir uns nicht länger als Teil irgendeiner Avantgarde verstehen wollen, die »die Genoss*innen« genannt werden. Es bedeutet, zu verstehen und zu akzeptieren, dass auch wir uns nicht außerhalb des Kapitalismus befinden, dass es wichtig ist innerhalb dessen Widersprüche zu handeln. Wir sind uns im Klaren darüber, dass es in dieser Hinsicht tausend Widerstände und Hürden gibt. Zum Beispiel in Form von kulturellen Mauern und Gegenmächten. Ziel des Aufbaus einer revolutionären Bewegung und einer revolutionären Kollektivität ist für uns, sich eben genau mit diesen Widerständen auseinanderzusetzen und gemeinsam Lösungen zum Abbau der Hürden zu finden. Zum Beispiel durch die Entwicklung einer gemeinsamen Sprache.



Und was bedeutet das für eure alltägliche Arbeit in der Nachbarschaft?

Giovanni: Es bedeutet für uns, die Bereiche, in denen wir uns bewegen und leben, anzuschauen und als politische Kampffelder zu begreifen. Also zum Beispiel zu sagen: »OK, hier sind wir. Wir sind hier in einer richtig armen Nachbarschaft. Also organisieren wir uns gemeinsam! Lasst uns sehen, was wir gemeinsam tun können!« Und das kann tatsächlich funktionieren. Es kann dazu führen, dass Leute sich organisieren, dass diese Leute dabei bleiben und weitere dazu bringen sich ebenfalls auf diese Weise zu organisieren. Wenn du diesen Prozess einmal mitbekommen hast, dann verändert es deine Perspektive auf Revolution nachhaltig. Denn die Bedeutung von Revolution verliert anhand dieser Erfahrung ihren abstrakten Charakter, dieses Undefinierbare. Wenn meine Genoss*innen und ich vor vier Jahren über die Zapatistas¹ oder die kurdische Bewegung nachdachten, war unsere einzige Verbindung dazu, dass wir deren Kämpfe ideell unterstützten. Wir konnten anerkennen, dass es da draußen in der Welt Menschen gibt, die tatsächlich am kämpfen und am sich selbst organisieren sind und der Grund, weswegen wir sie unterstützten, war, dass wir dieselben ethischen Vorstellungen oder dieselbe Ideologie teilten. Jetzt ist unser Interesse an diesen Bewegungen vor allem darin begründet, dass sie Teil des Aufbaus einer autonomen Selbstorganisation sind und wir von ihren Erfahrungen lernen und uns mit ihnen austauschen können. Für uns ist das nicht nur etwas wirklich Neues, sondern ebenfalls etwas wirklich Reales.

Was meinst du mit »etwas wirklich Reales«?

Giovanni: Nehmen wir zum Beispiel die Frage der Sicherheit. In unserem Komitee in *Giambellino* hatten wir des Öfteren das Problem, dass Leute vom Komitee untereinander in Streit geraten sind. Oder, dass zum Beispiel ein männliches Mitglied seine Frau geschlagen hat. Was machen wir dann? Wie gehen wir mit diesen Problemen um und lösen sie? Das sind Fragen, von denen ich mir vor vier Jahren niemals hätte vorstellen können, dass ich sie mir eines Tages tatsächlich stellen müssen. Aber das sind nun mal reale Probleme, die eben auch reale Lösungen benötigen.

Ich meine, wir haben kein Buch oder so etwas, das uns erzählt, wie die Revolution eines Tages aussehen wird oder was genau unter Selbstorganisation zu verstehen ist. Wenn du diese Form der Selbstorganisation aufbaust, musst du dich immer wieder aufs Neue der Herausforderung stellen, einen Umgang mit Problemen zu finden, mit denen du vorher noch nie konfrontiert wurdest. Doch genau diese Verortung innerhalb der gesellschaftlichen Widersprüche betrachten wir als etwas absolut notwendiges für die Entwicklung einer revolutionären Praxis. Diese Auseinandersetzungen müssen wir führen, wenn wir uns nicht immer nur weiter isolieren wollen.

Du sprichst von einer Isolation der Genoss*innen von der Gesellschaft. Was läuft denn deiner Meinung nach in den derzeitigen politischen Strukturen schief?

Giovanni: Weißt du, über die Jahre hinweg haben wir so viele Kollektive und politische Gruppen gesehen, die sich zerstritten und letztlich aufgelöst oder gespalten haben wegen einer sehr identitären und elitären Form und Perspektive auf Politik. Das Ergebnis davon ist, dass wir uns ständig nur weiter marginalisieren, anstatt die bestehenden Strukturen zu unterstützen und bessere zu entwickeln. Im Gegensatz zu diesen Formen der Politik, die auf persönlichen Befindlichkeiten beruhen, denken wir, dass es einer kompletten Veränderung unserer eigenen Haltung bedarf. Es geht eben nicht mehr nur um deine einzelne Position oder um deinen Willen Dinge irgendwie auszudrücken. Du kannst nicht einfach sagen: »OK, wenn's halt

nicht so läuft, wie ich es mir auf meinem Weg vorgestellt habe, bin ich raus«. Es geht vielmehr darum, dass wir uns alle gemeinsam Vorstellungen davon machen, wie es funktionieren könnte. Und wenn es nicht funktioniert, dann müssen wir uns eben gemeinsam Gedanken darum machen, warum es nicht geklappt hat und kollektiv nach anderen Lösungen suchen.

Ich denke, wenn du am Status quo etwas ändern willst, gibt es innerhalb dieses »andauernden Bürgerkrieges«², in dem wir uns befinden, verschiedene bedeutende Aspekte zu berücksichtigen: Ein wesentlicher ist die Wahrnehmung unterschiedlicher Bedeutungen von Zeit. Und dabei selbstverständlich zu berücksichtigen, inwiefern diese sich – notwendigerweise – sowohl von der Bedeutung der Zeit im Kapitalismus als auch von der Sprache des Kapitals unterscheidet. Was ich damit sagen will ist, dass wenn du damit anfängst, dich mit solchen realen Kämpfen auseinanderzusetzen, dann beginnst du irgendwann ein Verständnis dafür zu bekommen, dass die Zeit für dich als Revolutionär*in tatsächlich anders verläuft – zumindest ist es das, wovon wir ausgehen, dass sie sich unterscheidet von der Zeit des Kapitals, die bestimmt ist von Aktion, Reaktion, Siegen und Niederlagen.

Eine neues, anderes Verständnis von Zeit innerhalb einer revolutionären Praxis und verschiedene Ebenen von Zeit an sich zu entwickeln ist wichtig, damit wir nicht im Zweifel in die noch immer wirkungsvolle Falle der 70er hier in Italien treten. Dieses Narrativ, von wegen »Schaut, sie waren supermächtig, sie hatten Waffen und tausende von Leuten auf jeder Demonstration und überall Besetzungen und so weiter« – dabei ist

selbst dieser kraftvolle Moment nach ein paar Monaten bereits wieder vorbei gewesen.

Wir müssen immer wieder und wieder ganze Generationen aufbauen und wiederaufbauen. Generationen, die an diese Idee einer revolutionären Praxis glauben, sie erfahren und vor allem auch weiterverbreiten. Der Sieg oder die Revolution wird nicht einfach so eines Tages von alleine kommen. Aber, indem du damit anfängst diese Idee wirklich zu leben, diese Idee der Autonomie, des Kommunismus und so weiter, bist du Teil des Aufbauprozesses eines Fundamentes für die kommenden Generationen. Und das ist ja vielleicht auch der wirklich reale Kern der Revolution: Die Verbreitung dieser neuen Vorstellung von Zeit und dieses Typs des Verständnisses von Revolution an sich.

Zuletzt wollen wir nochmal auf deinen persönlichen Fokus und deine Position innerhalb des Komitees zu sprechen kommen. Du bist viel damit beschäftigt Kontakte zu anderen Aktivist*innen, gerade auch in anderen Ländern, zu knüpfen. Warum ist das für dich und deine Genoss*innen wichtig?

Du kannst einen Krieg nicht gewinnen, wenn Du nicht selbst glaubst, dass du ihn gewinnen kannst. Und um ihn zu gewinnen, ist es notwendig, daran zu glauben, dass wir nicht alleine sind im Kampf.

AUS »TERRITORIES TO INHABIT, WORLDS TO CREATE«



Giovanni: Wie sich verschiedene Leute ins Komitee einbringen, hängt natürlich immer von ihrer persönlichen Situation ab, von ihren Interessen, ihren Kapazitäten und den Möglichkeiten. Ich bin ja nicht der Einzige, der daran arbeitet, sich mit anderen Leuten und Kämpfen zu vernetzen. Warum wir das für wichtig halten, liegt auf der Hand: Der Kampf, den wir führen, ist hart und wir befinden uns noch immer in einer marginalisierten Position. Von daher ist es notwendig, dass wir größer werden.

Der Aufbau einer autonomen Nachbarschaft, kann nach unserem Verständnis nicht als kleine autonome Insel funktionieren. Daher gibt es für mich vor allem zwei Schritte, die wir gehen müssen:

Der Erste besteht darin, dass wir Formen der Solidarisierung mit uns finden, damit wir weitere Genoss*innen erreichen. Genoss*innen nicht im klassischen, politischen Sinne, sondern eher im Sinne von Leuten die kämpfen. Auch Kämpfe, die sich von unseren eigenen unterscheiden können, wie zum Beispiel Streiks von Arbeiter*innen oder ökologische

Kämpfe müssen wir miteinander verbinden. Auf allen Ebenen, auch transnational.

Der zweite wichtige Schritt besteht darin, die Idee einer revolutionären Kraft zu verbreiten und zu verdeutlichen, dass diese bereits existiert und nicht erst in irgendeiner Weise von außen an uns herangetragen werden muss.

Wenn du eure politische Arbeit der letzten Jahre Revue passieren lässt, welche Punkte fallen dir ein, an denen ihr noch weiterarbeiten müsst und wo traten Probleme auf, mit denen ihr nicht gerechnet hattet?

Giovanni: Ich würde sagen, was den Prozess des Wahrnehmens und des gegenseitigen Kennenlernens so schwierig macht, ist die Barriere der Sprache. Und damit meine ich eben nicht nur den Umstand, dass wir teilweise unterschiedliche Sprachen sprechen oder dass wir nicht dazu in der Lage sind, uns verständlich genug in ein und derselben Sprache zu artikulieren, sondern vielmehr die unterschiedliche Bedeutung von Wörtern und Begriffen. Die Art und Weise, wie wir bestimmte Begriffe verwenden und wie diese kontextualisiert sind, kann eben sehr unterschiedlich sein. Um eine revolutionäre Bewegung aufzubauen, müssen wir uns aber gegenseitig wahrnehmen können und das bedeutet eben auch, dass du lernen musst, einander zu verstehen. Und das ist harte Arbeit.

Wir müssen dazu in der Lage sein, zu erklären, was wir hier in *Giambellino* überhaupt tun und wir wollen

uns ja auch mit den Leuten im Viertel, die noch nicht in diese Kämpfe involviert sind, darüber austauschen. Wir wollen wissen, wie Kämpfe anderswo funktionieren und warum es nicht so einfach ist, diese einfach auf die Situation hier vor Ort zu übertragen.

Darüber hinaus gibt es auch eine Menge Leute, insbesondere die armen Leute hier, die eine ganz andere Perspektive auf die Welt und anderswo stattfindende Kämpfe haben als wir. Manche von ihnen sind vielleicht noch niemals aus ihrem Viertel oder der Stadt herausgekommen und wenn sie dann anfangen zu kämpfen, ist dies eine wirklich neue Erfahrung für sie. Es ist wichtig, das im Hinterkopf zu behalten, wenn wir gemeinsam wachsen wollen.

Wenn du einen Kampf führst, ist es wichtig zu wissen, dass in anderen Vierteln, Städten, Ländern Leute existieren, die das selbe tun wie du, damit du dich in deinem Kampf nicht alleine fühlst, weil du weißt, dass du Teil einer Position bist, die bereits in der Welt vorhanden ist.

Um ein Beispiel aus dem Komitee zu geben: Es ging um die Beteiligung an einer *No TAV*-Demo³, im Dezember 2015. Und es war super cool! Wir als Genoss*innen sind bereits seit sechs Jahren an den *No TAV*-Protesten beteiligt gewesen, aber bis dahin ist es innerhalb des Komitees nie ein Thema gewesen. Da es eine wichtige Demo für die *No TAV*-Bewegung war, wollten wir dieses Mal auch als Komitee daran teilnehmen. Dafür mussten wir den Leuten aus dem Komitee natürlich erklären, warum es wichtig ist, dass wir alle zusammen hingehen. Und letztendlich sind wir dann mit knapp fünfzig Leuten gefahren, mit Kindern

und Familie und so. Im Vorfeld hatten wir eigentlich gar nicht genug Zeit, um die genauen Hintergründe der *No TAV*-Proteste zu erklären. Aber das Beste war, als wir nach der Demo mit den anderen Leuten aus dem Komitee darüber gesprochen haben – mit Leuten, die niemals viele Bücher gelesen haben und nicht wirklich viel über *No TAV* oder das *Val di Susa*, geschweige denn über die Möglichkeiten, gegen eine Zugstrecke zu protestieren, gewusst haben. Sie sagten zu mir einfach nur folgenden, einfachen Satz, aber er passte perfekt: »Wow, hast du gesehen, wie viele Leute das waren, die alle dasselbe tun wie wir: Sich wehren!«. Und dieser Satz kam zuerst direkt aus ihren Herzen. Im zweiten Moment haben sie die strategische Verbindung erkannt, als sie sagten: »Wenn wir jetzt also ein Problem hier in *Giambellino* haben und Leute brauchen, die uns helfen, dann können wir diese Leute zu Hilfe rufen, denn wir sind dort gewesen und sie werden ebenso bei unseren Kämpfen sein und uns unterstützen«.

Sich in dieser Angelegenheit nicht alleine zu fühlen, ist nicht nur eine emotionale Sache, es ist hinsichtlich der Strategie und der Vorstellung von Widerstand wirklich bedeutungsvoll. Denn der Kapitalismus ist mächtig und er erzählt dir immer wieder, dass du verdammt nochmal alleine bist und dass du ständig darum bemüht sein musst, deine kleinen Dinge im Leben, die du noch hast, beisammen zu halten – deine Familie, deinen Job und vielleicht deine Freunde, aber das war's dann auch schon. Aber der bedeutendste Punkt ist, die Erfahrung zu machen, dass du eben nicht alleine bist. Ich glaube, dass dies einer der wichtigsten Schritte beim Aufbau einer gemeinsam Vorstellung dessen ist, was eine neue kollektive Kraft sein könnte: Sich selbst und all den anderen, die mit einem zusammen kämpfen, das Gefühl zu vermitteln, dabei nicht allein zu sein.

1 Revolutionär*innen die in Südamerika in Selbstverwaltung leben.

2 Wer sich an dieser Stelle über diese Wortwahl wundert, kann hier weiter nachlesen: »Anleitung zum Bürgerkrieg«, Tiqqun.

3 Als *No TAV*-Proteste wird der Widerstand gegen den Bau einer Zugtrasse für den Hochgeschwindigkeitszug *TAV* durch das *Val di Susa* bezeichnet. Sie sind, gerade durch die starke Verbindung zwischen lokaler Bevölkerung und politischen Aktivist*innen aus ganz Italien und Europa, den Anti-Castor-Protesten im Wendland in vielen Aspekten sehr ähnlich.

Prendiamoci tutto!¹

Um einen kurzen Einblick in die jüngere Geschichte der außerparlamentarischen, radikalen Linken Italiens zu geben, folgt ein kurzer historischer Abriss über den Operismus und die sich daraus entwickelnde Bewegung der Autonomia. Da sich auch die Genoss*innen aus Mailand teilweise in ihrer politischen Theorie und Praxis auf ein Erbe dieses Strangs der Autonomia berufen, halten wir eine entsprechende Kontextualisierung für sinnvoll.

Mit der Durchsetzung der fordistischen Massenproduktion in Italien verbreitete sich auch die dazugehörige tayloristische Logik der extremen Arbeitsteilung, die zu einer bisher ungekannten Spaltung zwischen Produzent*innen und Produkt führte. Durch diese Veränderung angetrieben, setzte zu Beginn der 1960er Jahre ein großer Zustrom von Arbeiter*innen aus dem historisch ärmeren und wenig industrialisierten Süden Italiens in die Hochburgen der Industrialisierung im Norden des Landes, wie Mailand, Turin und Venedig ein. Sinnbildlich dafür standen die standardisierten Großfabriken. In den alltäglichen Entfremdungserfahrungen der Arbeiter*innen, ausgelöst durch die wissenschaftliche Rationalisierung und Ausdifferenzierung des Produktionsprozesses, der Disziplin des Fließbandes sowie dem Ausgeliefertsein den Vorarbeiter*innen gegenüber, entwickelten sich zum Ende der 1960er Jahre neue

Kämpfe der unter der fordistischen Fabrikdisziplin leidenden »Massenarbeiter*innen«. Die etablierten Gewerkschaften waren dabei nicht in der Lage auf die konkreten Auswirkungen, die diese umfassende Umstrukturierung des Arbeitsprozesses für die Beschäftigten bedeutete, zu reagieren. Diese neuen Kämpfe wurden von dissidenten Mitgliedern der Kommunistischen Partei Italiens theoretisiert. Die daraus hervorgehende neue Lesart der Marxschen Theorie und der Entwicklungsgeschichte des Kapitals wurde unter dem Namen des *Operismus* bekannt. Die Kämpfe der sogenannten *Autonomia operaia* (Arbeiter*innenautonomie) zeichneten sich einerseits durch die strikte Ablehnung der Instrumentalisierung durch politische Parteien und Gewerkschaften aus, und wand demgegenüber eigene, selbstbestimmte Formen des Fabrikkampfes an, die keinerlei Rücksicht auf die Interessen der Kapitalist*innen nahm: Immer wieder kam es zu Fabrikbesetzungen und spontanen wilden Streiks, deren Dauer und Forderungen direkt von den Arbeiter*innen und nicht vermittelt durch Gewerkschaften, bestimmt wurden. Zum anderen war das bestimmende Charakteristikum der Kampf gegen die

Arbeit selbst. Zu den wichtigsten Ausdrucksformen dieses Kampfes innerhalb der Fabriken zählten dabei etwa die Fließbandsabotage oder das »Krankfeiern«. Dieser Ungehorsam der Arbeiter*innen gegenüber der strengen Arbeitsdisziplin und den entfremdenden Auswirkungen der Fließbandarbeit war ein zentraler Bezugspunkt autonomer Politik, dessen Artikulationsformen sich nicht zuletzt gegen den von den Arbeiter*innenparteien *Partito Comunista d'Italia (PCI)*, der *Partito Socialista Italiano (PSI)* und den Gewerkschaften propagierten Arbeitsethos richtete. Es entstanden neue kommunistische Organisationen, wie *Potere operaio*² in Pisa und *Lotta continua*³ in Turin, die sich in ihrer Programmatik wesentlich auf die neuen Kämpfe und die Arbeiter*innenautonomie bezogen. Eine der zentralen Forderungen der autonomen Gruppen war beispielsweise diejenige nach einem »politischen Lohn«, also ein garantiertes Einkommen für alle, abgekoppelt von der konkreten Arbeit und ihrer Produktivität. In einer Broschüre aus dieser Zeit erläutern *Lotta continua* den Begriff der Autonomie wie folgt:

»Mit dem Begriff der Autonomie haben wir die Fähigkeit der Arbeiter bezeichnet, mit dem Kampf die eigenen Klasseninteressen an die erste Stelle zu setzen, vor die Erfordernisse der Produktion, die Interessen der Technik, die Gesetze des Marktes, also vor die Erfordernisse der kapitalistischen Entwicklung. [...] Die Arbeiterautonomie wird nicht in dem beschränkten Sinne der Autonomie von den gewerkschaftlichen und revisionistischen Organisationen verstanden, auch wenn das ein bestimmendes Element ist – weil Gewerkschaft und PCI heute – und sie werden es lange Zeit sein – eine der hauptsächlichen Werkzeuge sind, durch die der Arbeiterkampf den Erfordernissen der kapitalistischen Entwicklung untergeordnet wird.«

Besagte Kritik am Reformismus der Arbeiter*innenparteien und Gewerkschaften führte Ende der 1960er Jahre vor allem in Norditalien zu der massenhaften Gründung autonomer Basiskomitees in den Fabriken, den *Comit-*

ati Unitari di Base (CUB), die umfangreiche Streiks für die Abschaffung der unterschiedlichen Lohnkategorien und eine Reform des Rentensystems organisierten. Ab 1968 erreichten die Arbeitskämpfe eine bis dahin ungekannte Intensität und Massenbasis. In ihnen drückte sich ein starker Einfluss der autonomen Arbeiter*innenbewegung und der *CUB* aus, da sich die Forderung nach Abkoppelung des Lohnes von der Arbeit und gleiche Lohnerhöhung für alle in diesen Kämpfen verallgemeinerte. Zudem entwickelte sich zunehmend eine partielle Verknüpfung zwischen den Arbeiter*innen und der Studierendenbewegung von 1968: Während Studierende sich als Streikposten betätigten, nahmen Arbeiter*innen im Gegenzug an den Demonstrationen der Studierenden teil. Einen ihrer Höhepunkte erreichte die Streikaktivität im Herbst des Jahres 1969. Als Folge dieser Ereignisse, die in Italien auch unter dem Schlagwort des »heißen Herbstes« zusammengefasst werden konnten, enorme Lohnerhöhungen erzwirkten, die 40-Stunden-Woche sowie der Abbau von Lohngruppen durchgesetzt wurden. Im Mai 1970 wurde im Parlament zudem ein neues Arbeiter*innenstatut verabschiedet, welches einen weitgehenden Kündigungsschutz garantierte sowie gewerkschaftliche Handlungsfreiheit im Betrieb einführte und die *CUB* letztendlich als Vertretungsorgan der Arbeiter*innen politisch anerkannte. Nach dieser Hochzeit der Kämpfe ließ die Reaktion des Staates jedoch nicht lange auf sich warten. Dessen

massiv einsetzende Repression hatte zur Folge, dass es zu Beginn der 70er Jahre zu einer empfindlichen Schwächung der autonomen Arbeiter*innenbewegung kam. Im Rahmen der von Teilen des Staatsapparats angewandten »Strategie der Spannung« wurden zudem gezielt Anschläge verübt und faschistische Gruppen in den staatlichen Dienst der Konterrevolution eingespannt. Für die Zeit der späten 60er Jahre war sicherlich das Bombenattentat auf die Landwirtschaftsbank an der *Piazza Fontana* in Mailand am weitreichendsten. Der von der faschistischen Gruppe *Ordine Nuovo* verübte Anschlag vom 12. Dezember 1969 kostete 16 Menschen das Leben und führte weiterhin zu 80 Verletzten. In den darauf folgenden Stunden folgten die Polizeirazzien in linken Läden, bei denen unter anderem der Anarchist Pino Pinelli verhaftet wurde. Am dritten Tag seiner Verhaftung wurde er von dem verhörenden Polizisten Luigi Calabresi zu Tode gefoltert und anschließend aus dem Fenster gestürzt. Diese Episode zeigt die Taktik der »Strategie der Spannung« deutlich: Die Bevölkerung wird verunsichert, soll sich vor der Unruhe der Linken fürchten und nach einem autoritären Staat rufen, während Linke mit staatlicher Repression überzogen und sogar ermordet werden.

Parallel dazu reagierten die Kapitalist*innen auf die Kämpfe der Massenarbeiter*innen mit einer stetig steigenden Automatisierung der industriellen Produktion in Kombination mit einer beginnenden Auslagerung der Produk-

tion aus den industriellen Zentren, was zu einem kontinuierlichen Rückgang der klassischen Arbeiter*innenschaft bei gleichzeitiger Zunahme der Prekarität der Beschäftigten führte.

Die sozialen Kämpfe begannen sich ab diesem Zeitraum von der Fabrik, zunehmend in den gesellschaftlichen Bereich zu verlagern. Dies drückte sich beispielsweise im Programm von *Lotta Continua* aus dem Jahre 1971 aus, die von nun an propagierten »Nehmen wir uns die Stadt!«. Das neue Kampfprogramm wurde als Beitrag zu einer progressiven Ausdehnung der Kämpfe von den Orten, an denen sich bereits die Arbeiter*innenautonomie entwickelt hatte, auf alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens verstanden.

Es bildeten sich zahlreiche autonome Kollektive in den Stadtteilen, die in Verbindung mit den Konflikten in den Fabriken standen. Es entstand ein breites gesellschaftliches Netzwerk, bestehend aus Bücherläden, Verlagen, sozialen Zentren und Künstler*innenkollektiven, aus dem sich schließlich die Bewegung der *Autonomia* herausbilden sollte. Verschiedene Strömungen liefen in ihr zusammen: So kam ein bedeutender Impuls von der autonomen Frauenbewegung, die gegen die patriarchalen Strukturen, nicht zuletzt auch innerhalb der emanzipatorischen Bewegung selbst, kämpfte. Der Reproduktionsbereich und nicht die Fabrik war das Feld, auf dem nun vermehrt die Konflikte ausgetragen wurden. Ausgangspunkt war die Politik der unmittelbaren Wiederaneignung des eigenen Lebens (»Politica di riappropriazione). Die *Autonomia* versuchte, zum Beispiel in den *centri sociali*, alternative Formen des Zusammenlebens auszuprobieren und erkämpfte sich dafür ihre Freiräume, etwa durch die Besetzung von leerstehenden Häusern und Fabriken. In diesen Freiräumen sollten die alltäglichen Bedürfnisse politisiert und in kollektiven und selbstbestimmten Formen ausgelebt werden. Die alternativen Strukturen erstreckten sich von der Kommunikation durch freie Radios und Alternativzeitschriften über die Kultur in Form von Straßentheater und Wandmalerei bis zur di-

rekten Aneignung durch sogenanntes proletarisches Einkaufen, Mietstreiks oder kollektives Schwarzfahren. Diese zweite massenhafte Bewegung der *Autonomia* entwickelte sich ab dem Jahr 1977, bezog sich jedoch in ihren Subjekten nicht mehr auf die klassischen Fabrikarbeiter*innen, sondern auf das marginalisierte Proletariat von Studierenden, jugendlichen Arbeitslosen, prekär Beschäftigten und den alten politischen Kernen der *Autonomia* aus den 60er Jahren. Die neue Bewegung drückte sich in einer ungeheuren Intensität von kreativen und militanten Formen des Protests und Widerstands gegen den Staat aus. Zentren der Revolte waren die Universitäten und wiederum die norditalienischen Großstädte. Die Bewegung bestand im Wesentlichen aus zwei Strömungen: Ein Zweig war die *Autonomia creativa*, sozusagen die Spontis, die gegen die herkömmlichen Formen der Machtkämpfe mit dem Staat waren und konventionelle Organisationsstrukturen sowie kontinuierliche politische Arbeit ablehnten und den Straßenkampf mehr als Happening denn als politische Aktion begriffen. Daneben existierten auch weiterhin die Gruppen der *Autonomia operaia*, die nach wie vor versuchten, die verschiedenen Teile der Bewegung zu organisieren, um die spontane Revolte zu einem kontinuierlichen Angriff auf das kapitalistische System umzuwandeln.

Zusammengefasst unter dem Schlagwort der *Autonomia operaia organizzata*, versuchten diese mit ihrer

politischen Praxis weniger die Flucht aus dem System als vielmehr dessen bedingungslose Zerstörung zu praktizieren. Sie setzte sich aus einer Vielzahl von locker koordinierten Komitees, Zirkeln und Kollektiven zusammen, in denen auch die Reste der verschiedenen 69er-Basiskomitees aus den italienischen Fabriken mitarbeiteten, so zum Beispiel auch viele Mitglieder von *Potere operaio*, welche sich im Jahre 1973 in die Bewegung außerhalb der Fabriken aufgelöst hatten. Ihren Höhepunkt erreichte die Bewegung 1977, als hunderttausende bei den Demonstrationen der *Autonomia* auf die Straße gingen. Gleichzeitig wurden die Auseinandersetzungen mit der Staatsmacht immer offensiver und auch militarisierter geführt. Nachdem am 11. März 1977 nach der Besetzung des Universitätscampus in Bologna bereits ein Demonstrant von der Polizei erschossen wurde, spitzten sich die militanten Kämpfe kontinuierlich zu, bis es schließlich bei Auseinandersetzungen nach einer Demo am 14. Mai 1977 in Mailand zu dem ersten erschossenen Polizisten kam. In dem Buch »Die goldene Horde« von Balestrini/Moroni findet sich eine eindrückliche Schilderung der damaligen Stimmung auf den Demonstrationen:

»Die Demonstration am 12. März 1977 hatte nichts Fröhliches und Heiteres. Lange, wütende Gesichter. Taschen voller Molotows und unter den Regenmänteln ahntest und wußtest du Waffen. Im Zentrum der absolut leeren und angstvollen Stadt bewegte sich der Demonstrationszug langsam auf der Suche nach Objekten voran. [...] Über den Köpfen die üblichen Slogans voller Wut und Groll. Einige wenige zeigten mit den Händen in der Luft das Symbol der Pistole. [...] Gegen das leere Gebäude mit vielen Fenstern entleerten wir alles, was wir hatten. Mollies nach Belieben, Pistolen- und Gewehrschüsse. [...]

Es genügte einen Augenblick, um zu begreifen, dass die illegalen Sachen, die wir gemacht hatten, damit sie Teil der Bewegung würden, im Begriff waren, sich gegen die Bewegung zu wenden: Der Einsatz von Gewalt stand nicht mehr im Dienst einer konflikthaften und harten Auseinandersetzung, sondern war dabei, aus-

schließlich Territorium derer zu werden, die jede Möglichkeit politischer Massenarbeit aufgeben wollten, um die Linie des bewaffneten Kampfs und der Illegalität zu wählen. [...] Diese Episode steht am Beginn einer Eskalation von Aktion und Reaktion im Einsatz von Waffen auf den Straßen. Eine Eskalation, die sich für die Massenbewegung als Katastrophe erweisen wird.«

Durch die wachsende Konfrontation mit den staatlichen Organen und der daraufhin einsetzenden massiven Repression verlor die *Autonomia* viel von ihrer Kraft, da die Ereignisse zu einer verschärften Isolation der organisierten *Autonomia operaia* innerhalb der italienischen Linken führten. Mit einer zunehmenden Entsolidarisierung und einer massiven staatlichen Repression ging zugleich ein Zerfall des kreativen Strangs der *Autonomia* einher. Im Rahmen der Repressionswelle wurden dabei auch gezielt die sozialen Netzwerke der *Autonomia* zerschlagen, etwa durch Räumungen von besetzten Häusern sowie Verboten von Medien und Verlagen. Manche Aktivist*innen, teilweise ganze Kollektive, der *Autonomia organizzata* schlossen sich

als Reaktion bewaffneten Gruppen an. Das Ausmaß der Antwort des Staates auf die sogenannte 77er-Bewegung war gigantisch: 1981 gehörten von den insgesamt 4.000 politischen Gefangenen in Italien gut ein Viertel der *Autonomia* an, während bereits tausende an der *Autonomia* Beteiligte ins französische Exil gegangen waren, um sich der Repression zu entziehen.

Literaturtipps

- Nanni Balestrini
Wir wollen Alles (Roman)
- Nanni Balestrini, Primo Moroni
Die goldene Horde
- Guido Vale
Die Träume liegen wieder auf der Straße
- Bibliothek des Widerstands (Band 31 & 32)
Verdeckter Bürgerkrieg und Klassenkampf in Italien
- Pier Milanese und Pietro Perroti
»Wir brauchen keine Erlaubnis.«
Dokumentarfilm über die Arbeitskämpfe in den Fiat-Mirafiori-Werken in Turin

1 dt: Nehmen wir uns alles!

2 dt. *Arbeitermacht* (1969 – 1973): Landesweite Organisation der außerparlamentarischen Linken, die sich im Zuge der Arbeiter*innenkämpfe des »heißen Herbstes« 1969 gründete und deren langfristiges Ziel der Aufbau einer Partei nach bolschewistisch-leninistischem Vorbild war. Dabei sah sich die Gruppe als intellektuelle Avantgarde, die die Bewegung führen und disziplinieren sollte. Zu den Gründungsmitgliedern zählten unter anderem Antonio Negri und Sergio Bologna.

3 dt. *Ständiger Kampf* (1969 – 1976): Landesweite Organisation der außerparlamentarischen Linken, die sich ebenfalls im Zuge der Arbeiter*innenkämpfe des »heißen Herbstes« 1969 gründete. Die Aktivist*innen setzten vor allem auf die spontane und kreative Energie der revolutionären Massen. Erstrebt war der Aufbau stabiler, landesweiter Strukturen, die Inhalte und Projekte der Bewegung koordinieren sollten, *Lotta Continua* verstand sich dabei als Teil der Bewegung und nicht als externe Avantgarde.

»Bereits innerhalb der Kämpfe eine neue Welt aufbauen«

Luigi, du sprichst häufig davon, dass das Wichtigste an eurer Arbeit sei, eine Beziehung zwischen den Bewohner*innen des Viertels und den Aktivist*innen des Komitees herzustellen. Die Trennung zwischen den Familien auf der einen und euch auf der anderen Seite müsse aufgebrochen werden und ihr ein Teil von ihnen und ihren alltäglichen Kämpfen werden. Das ist es, was du heute als einen »echten« Kampf bezeichnest. Könntest du diesen Punkt des »echten Kampfes« noch weiter ausführen und den Unterschied zu eurer vorherigen politischen Arbeit erläutern?

Luigi: Meinen ersten »echten Kampf« habe ich gesehen, als ich ins *Val di Susa*, in der Region Piemont, zu den *No TAV*-Protesten¹ gegen den Hochgeschwindigkeitszug gefahren bin. Weißt du, als ich da hin gefahren bin, habe ich eben nicht nur die jungen Kids gesehen, die einfach nur Spaß am Riot haben, nicht nur die Theorinerds aus der Uni oder jene Leute, die es sich in ihrem *Centro Sociale*² bequem gemacht haben und das Leben jenseits ihrer eigenen kleinen Blase überhaupt nicht mehr mitbekommen. Nein, es war ein vollkommen anderes Bild. Da war ein Haufen Menschen, die sich Gedanken darüber gemacht haben, wie sie dieses Gebiet gegen die Cops und den Hochgeschwindigkeitszug verteidigen können. Und dann stehst du auf einmal da und siehst um dich herum alte Frauen und Männer hinter den Barrikaden stehen, die diese gegen die anrückenden Cops verteidigen wollen und du denkst dir nur: »Wow, was ist hier eigentlich los?« Und das hat uns eben zu denken gegeben und ab einem gewissen Punkt haben

wir verstanden: Ok, es handelt sich bei diesen Protesten um keine spontanen Geschichten. Die breite Beteiligung der lokalen Bewohner*innen, also jenseits der angereisten Demonstrierenden, ist das Ergebnis eines langwierigen Prozesses. Ich meine, die No TAV-Bewegung ist eine wirklich alte und dazu noch kontinuierliche Bewegung und nicht nur eine temporäre Erscheinung. Es ist wirklich eine Bewegung, etwas, was ständig weitergeht und mit vielen Menschen die irgendwann dazukommen, irgendwann aber auch wieder gehen. Etwas, was vor über 25 Jahren begonnen hat, aber trotz aller Fluktuation noch immer Bestand hat. Und das hat uns im Nachhinein stark beeindruckt und eben auch zu einigen Reflexionen unserer eigenen politischen Praxis angeregt.

Ein »echter« Kampf heißt, dass du tatsächlich in Kontakt mit den Leuten kommen musst. Weißt du, vorher haben wir uns einfach irgendwo in der Stadt einen Raum genommen, da unser *Centro Sociale* aufgebaut und unser Ding gemacht, also alternative Wohn- und Lebensformen ausprobiert. Das war auch ziemlich cool, keine Frage – aber mit der Revolution wird das so nichts. Du wirst höchstens, wenn es gut läuft, mit deinen Genoss*innen zusammen deine eigene kleine Insel der Glückseligkeit aufbauen. Aber mehr auch nicht, es bleibt eben nur das – eine, vom Rest der Gesellschaft abgeschottete, Insel. Wenn du wirklich etwas aufbauen willst, dann musst du dich auch selbst in die Diskussion, in die Auseinandersetzung mit anderen begeben und dich eben aus der Comfort-Zone der Subkultur herausbewegen.

Was meinst du damit, »aus der Comfort-Zone der Subkultur herausbewegen«? Welche Menschen wollt ihr mit euren Kämpfen ansprechen?

Luigi: Das bedeutet für mich, dass du dich in die Auseinandersetzung mit den, wie wir sie oft nennen, »normalen« Leuten begibst – auch wenn ich diesen Begriff »normale Leute« nicht wirklich mag. Denn was bedeutet dieses »normal« überhaupt? Es geht um Leute, die eine andere Lebensrealität als wir haben. Die eben nicht so viel Freizeit haben, weil sie nicht das Privileg haben studieren zu können, sondern die vielleicht arbeitslos sind oder Kinder haben und dementsprechend vollkommen andere Probleme haben als die, mit denen ich und meine Genoss*innen uns alltäglich konfrontiert sehen. Das bedeutet eben auch, sich in der Auseinandersetzung mit diesen sogenannten normalen Leuten, auf deren Lebensrealitäten und den daraus resultierenden Ansichten einzulassen und sie nicht unmittelbar mit deiner eigenen, vielleicht manchmal etwas eingefahrenen, politischen Sichtweise der

Es ist notwendig, von einem Territorium auszugehen, denn wie sonst sollen wir anfangen die Communes der Welt miteinander zu verbinden, wenn wir nicht selbst ein Territorium haben, in dem wir ausprobieren können, was Andere uns beibrachten.

AUS »TERRITORIES TO INHABIT, WORLDS TO CREATE«

Dinge zu konfrontieren. Die Frage danach was wir gemeinsam haben, was uns verbindet, muss Ausgangspunkt unserer Überlegungen sein. Ob das nun mit den Leuten bei uns im Viertel ist, mit denen wir zusammen gegen die immer krasser werdende Gentrifizierung kämpfen, mit den Leuten, die im *Val di Susa* gegen den Hochgeschwindigkeitszug protestieren oder mit streikenden Arbeiter*innen – all diese unterschiedlichen Kämpfe vereint, dass in ihnen die herrschende Gesellschaftsordnung zugunsten einer besseren Welt infrage gestellt wird. Und wenn du dies tust, dann versuchst du auch, selbst wenn du dir dessen zunächst vielleicht gar nicht so sehr bewusst sein solltest, gleichzeitig eine neue Welt aufzubauen. Das ist es, was ich unter Revolution verstehe: Bereits innerhalb der Kämpfe eine neue Welt aufzubauen.

Kannst du uns erzählen, wie es für dich ist, in Giambellino zu leben?

Luigi: Als wir in *Giambellino* angekommen sind, um mit den Leuten im Viertel zu reden, wirkten wir für die Leute in einer gewissen Weise wie Aliens. Ich meine, wir sind hier aufgeschlagen und haben angefangen über Revolution und Kommunismus zu reden – dabei haben diese Dinge für die Leute vor Ort einfach überhaupt keine Bedeutung. Es sind wirklich arme Leute die hier leben und Politik im Allgemeinen interessiert sie einen Scheiß. Irgendwelche Ideologien noch weniger. Das ist die erste Lektion gewesen, die wir lernen mussten, als wir hier hergekommen sind.

Nach der Räumung, also noch bevor wir uns für eine zweite Besetzung entschieden hatten, benötigten wir

eine gewisse Zeit, um uns das zu vergegenwärtigen und klar zu bekommen, dass wir es irgendwie schaffen müssen, dieselbe Sprache wie die Leute in *Giambellino* zu sprechen. Das bedeutet, dass wir nicht nur Texte schreiben darüber, wie die Leute im Viertel Politik machen können, sondern wir begannen mit dem Versuch, ein tatsächlicher Bestandteil des Viertels zu werden. Das bedeutete aber auch, dass wir lernen mussten uns zurückzunehmen, in gewisser Weise etwas von dem Level der theoretischen Auseinandersetzung, auf dem wir uns zu der Zeit befanden, abzurücken, damit die Leute uns überhaupt verstehen. Erst dann wird es möglich, gemeinsam mit den Leuten vor Ort neue Perspektiven zu entwickeln.

Die Leute, die kamen, waren hauptsächlich Migrant*innen, aus Südamerika oder Afrika. Leute, mit vielen unterschiedlichen Erfahrungen. Manche von ihnen haben bereits in ihren Herkunftsländern Erfahrungen in verschiedenen Kämpfen gesammelt, andere überhaupt nicht. Dafür haben sie auf ihrer Flucht beispielsweise das Mittelmeer überqueren müssen, um nach Italien zu kommen, wo von den 50 Menschen am Ende vielleicht nur fünf überlebt haben – auch das ist eine extrem starke und prägende Erfahrung. Vor allem ist es eine Erfahrung, die unheimlich weit weg von unserer eigenen Lebenswelt ist, es ist etwas, was du dir niemals wirst vorstellen können, verstehst du? Es geht also letztlich darum, sich auf diese verschiedenen Erfahrungen und daraus resultierenden Perspektiven einzulassen.

Was hat sich dadurch verändert, dass ihr euch auf andere Perspektiven eingelassen habt?

Luigi: Für uns hat das in erster Linie bedeutet, dass wir zuallererst mit unserer eigenen Identität brechen mussten. Ich hatte ja schon erzählt, dass wir bereits vorher in einem Squat hier in der Nähe gelebt haben. Es war cool, weil wir viele Genoss*innen waren, die zusammengelebt haben. Aber gleichzeitig hat das eben auch bedeutet, dass wir nicht wirklich offen nach Außen waren. Seit ich angefangen habe in *Giambellino* zu leben, hat sich eine Menge geändert. Am Anfang, als wir unser erstes Zentrum, »La Base«, hatten, fühlten wir uns wirklich wie Aliens in der Nachbarschaft. Aber

als wir angefangen haben, in besetzen Wohnungen im Viertel zu leben, hat sich mit der Zeit bemerkbar gemacht, dass sich etwas ändert. Die Leute im Viertel begannen nach und nach uns als einen Teil der Nachbarschaft wahrzunehmen. Vielleicht mochten sie uns nicht sofort, aber wir waren doch irgendwie Teil der Nachbarschaft. Als ich hier hergezogen bin, gab es zum Beispiel eine Bar direkt unter meinem Haus, eine Bar für Italiener*innen, vielleicht sogar ein Treffpunkt für Faschos oder Rassist*innen. Klar war auf jeden Fall, das ist nicht unsere Bar. Doch nachdem wir bei der einen oder anderen Flugblattaktion im Viertel unter anderem auch auf die Leute aus der Bar getroffen sind, dachte ich mir, dass ich auch irgendwann anfangen muss mit diesen Leuten ins Gespräch zu kommen. Das ist zu Beginn noch ziemlich schwierig gewesen, weil die Leute einfach nicht verstanden haben, was wir von ihnen wollten. Doch als es in der selben Straße dann mal eine Räumung gab und die Leute aus der Bar gesehen haben, dass wir sofort dahingegangen sind und uns gegen die Cops gewehrt haben, sagten sie zu einem Genossen und mir: »Hört mal, wir haben euch da vorhin gesehen und müssen sagen, dass wir ein falsches Bild von euch hatten. Wir dachten, ihr seid wieder nur so eine linke Organisation, die mit blumigen Worten hier ins Viertel kommt, uns erzählen will, dass die Gegend hier viel besser werden könnte, wenn wir alles ein bisschen sauber machen und bunter gestalten, oder so ein Mist. Aber so seid ihr gar nicht. Wir haben gesehen, wie ihr euch vorhin gegen die Bullen gewehrt habt.« Ab da bin ich immer

häufiger in die Bar gegangen und am Ende begannen die Leute mich allmählich zu kennen. Jedes Mal, wenn ich vorbeikomme sagen Leute »Ciao Luigi, wie geht's dir?« Das ist irgendwann zu einem richtigen Problem geworden, weil die Leute angefangen haben, mir schon um zehn Uhr morgens Weißwein anzubieten. Aber es war cool, weil ich irgendwann gemerkt habe, diese Leute sind eigentlich keine Rassist*innen oder Mussolini-Fans, sondern ihre Enttäuschung über die scheiß Verhältnisse heute drückt sich eben in einem diffusen Gefühl des »früher-war-alles-besser« aus. Und genau an diesem Punkt, wenn du es einmal geschafft hast, dass diese Leute sich überhaupt auf ein Gespräch mit dir einlassen und ein gewisses Vertrauen zu dir aufgebaut haben, kannst du eben auch anfangen, über genau diese Dinge mit ihnen zu reden: Warum die Verhältnisse heute eben so beschissen sind und dass das garantiert nichts mit Migrant*innen oder so zu tun hat. Auch für mich hat sich damit viel geändert. Ich hätte zum Beispiel nie gedacht, dass ich tatsächlich jemals so gute Freundschaften zu Leuten aufbauen könnte, deren Lebensrealität so meilenweit entfernt von meiner eigenen entfernt ist.

Dennoch wird es ja vermutlich Probleme mit Rassismus im Viertel geben, oder nicht? Wie geht ihr als Komitee damit in eurer alltäglichen politischen Praxis um?

Luigi: Innerhalb des Komitee selbst ist das kein Problem. Ein Großteil sind selbst Migrant*innen, sie kennen alle die Erfahrung rassistischer Diskriminierung, weswegen sie diese nicht reproduzieren. Aber innerhalb des Viertels kann das schon ein größeres Problem sein. In einem Viertel wie *Giambellino* mag Rassismus zwar relativ verdeckt sein, aber er existiert definitiv. Was will ich damit sagen? Wir sind nicht die Ersten gewesen, die hier ins Viertel gekommen sind, um politisch zu arbeiten. Im Gegenteil, zu erst waren es die Faschos, die hier hergekommen sind. Und in einem Viertel wie *Giambellino* hatten sie durchaus die Möglichkeit, mit ihren dummen Reden von wegen »Ihr Italiener habt die und die Probleme, nur weil die Zigeuner hier sind und Wohnungen besetzen«, innerhalb von nur fünf Minuten die halbe Nachbarschaft hinter sich zu haben. Aber durch unsere Präsenz hier im

Viertel hat sich mit der Zeit tatsächlich etwas geändert. Ich meine, jede*r hier kennt uns in irgendeiner Weise, vielleicht mögen sie uns nicht alle, aber sie kennen uns. Und wenn wir versuchen diese rassistischen Argumentationen zu dekonstruieren, erreicht das eben eine Menge Leute. Manchmal kommen beispielsweise Leute von der *Lega Nord*³ hierher, um auf dem Markt Flyer zu verteilen. Und wenn wir das mitbekommen, dann gehen wir ebenfalls zum Markt und rufen: »Verpisst euch, ihr Rassist*innen!« und so weiter. Und als das das letzte Mal passiert ist, haben wir gemerkt, dass wir nicht die Einzigen gewesen sind, die das gerufen haben. Die Marktverkäufer*innen haben mit uns gerufen, denn die kannten uns bereits von einem gemeinsamen Free-Food-Projekt, ebenso die Migrant*innen, die auf dem Markt zum einkaufen waren. Genauso wie viele andere, die wir im Laufe unserer Arbeit in den letzten zwei Jahren hier kennengelernt haben, weil wir ihnen bei was auch immer geholfen haben, sei es mit Lebensmitteln oder mit Nachhilfeunterricht für ihre Kinder. Dadurch lernen die Leute dich halt kennen und beginnen dir zu vertrauen, sodass sie am Ende eben mit dir zusammen die Faschos aus dem Viertel vertreiben.

Wie müssen wir uns die Situation in einer besetzten Wohnung in Giambellino vorstellen? Was sind beispielsweise deine Ängste, was wiederum die guten Aspekte?

Luigi: Also allgemein lässt sich sagen, dass es in Mailand relativ verbreitet ist, in besetzten Wohnungen zu leben. Das liegt zum einen daran, dass die Wohnbaugesellschaft *ALER*⁴, die für die Instandhaltung und Vermietung der Sozialwohnungen zuständig ist, sich einen Scheiß um die Wohnungen kümmert. Zum anderen werden viele der leerstehenden Wohnungen auch gar nicht vermietet, da sie behaupten kein Geld für die Instandhaltung zu haben. Und da viele dieser Wohnungen leerstehen, die Leute, die Wohnungen suchen von *ALER* jedoch ständig absagen bekommen, hat sich mit der Zeit eine gewisse Praxis der illegalen Besetzung etabliert. Meistens fühlen sich die Leute in den besetzten



Wohnungen auch relativ sicher. Klar, hängt das immer von der Situation in dem jeweiligen Viertel ab, aber zumindest hier in *Giambellino* fühlen wir uns alle sehr sicher. Und das nicht wegen der Unfähigkeit der *ALER*, sondern weil wir als Komitee, mit den Familien hinter uns, eine gewisse Stärke haben. Wir haben nach und nach ein paar nützliche Organisationsformen gefunden. So haben wir zum Beispiel eine Liste bei *WhatsApp*, mit allen Kontakten des Komitee drin. Wenn jetzt also die Cops kommen und an meine Tür klopfen, um meine Wohnung zu räumen, schreibe ich sofort über diese Liste und dann sind innerhalb kürzester Zeit Leute da, die vorbeikommen und mit mir gemeinsam diese Räumung verhindern. Das heißt, wenn du eine Wohnung besetzt und die Cops kommen, hast du immer das Komitee hinter dir. Immer! Sofern du im Komitee organisiert bist natürlich, schließlich sind wir nicht die Kirche.

Kannst du ein bisschen was über etwaige Probleme, die in der alltäglichen Arbeit innerhalb des Komitees bestimmt zu genüge vorkommen, erzählen?

Luigi: Wenn du mit dem Komitee Politik im Viertel machst, bedeutet das auch, dass du in der Öffentlichkeit präsent bist – und damit für den Repressionsapparat angreifbar wirst. Neulich hatten wir zum Beispiel eine Demo, bei der ich ganz vorne lief und das Mikrophon in der Hand hatte, weil ich einen Redebeitrag gehalten habe und plötzlich kommt einer von den *Digos*⁵ auf mich zu und sagt zu mir: »Die Demo ist vorbei.« An sich kein großes Thema. Dennoch habe ich das dann ein paar Tage später bei der Versammlung des Komitee angesprochen. Nicht weil es mir darum ging, dass ich dadurch mehr Angst vor den Cops oder so bekommen hätte, sondern weil es sich für mich so angefühlt hat, als wäre ich der einzige Verantwortliche für diese Ausdrucksform der politischen Arbeit des Komitees gewesen. Dahinter steckt also ein viel größerer Punkt. Weißt du, wir machen viel Kram mit dem Komitee: Wohnungen besetzen, verschiedene Aktionen, Demos und so weiter – und für alle diese Sachen braucht es Delegierte, die verschiedene Aufgaben übernehmen. Gleichzeitig gibt es aber auch immer viele Leute, die überhaupt nicht dazu bereit sind Aufgaben zu übernehmen. Ich meine, für mich ist es anfangs auch schwierig gewesen auf einer Versammlung frei zu reden. Aber das ist etwas, was du nur durch die Erfahrung lernst, oder? Wenn wir also alle

den selben Kampf teilen, dann bedeutet das auch, dass jede*r die Möglichkeit haben muss, von und mit den anderen zu lernen. Ich meine, ich habe einiges, was ich den Leuten beibringen kann, was ich in meiner Zeit als Politaktivist gelernt habe, wie zum Beispiel Reden halten oder den Umgang mit den Cops. Aber auch die anderen Leute aus dem Komitee haben eine Menge an Skills, die sie den anderen beibringen können. Etwa wenn es in den besetzten Wohnungen Probleme mit der Elektrizität oder den Wasseranschlüssen gibt, dann kommt wer aus dem Komitee mit den entsprechenden Skills und repariert das nicht nur für dich, sondern zeigt dir im besten Fall wie das geht, so dass du das beim nächsten Mal vielleicht schon selbst hinbekommst. Und so wird es ein echtes wechselseitiges Lernen.

-
- 1 Als *No TAV*-Proteste wird der Widerstand gegen den Bau einer Zugtrasse für den Hochgeschwindigkeitszug *TAV* durch das *Val di Susa* bezeichnet. Sie sind, gerade durch die starke Verbindung zwischen lokaler Bevölkerung und politischen Aktivist*innen aus ganz Italien und Europa, den *Anti-Castor*-Protesten im Wendland in vielen Aspekten sehr ähnlich.
 - 2 Bei den italienischen *Centro Sociale* handelt es sich um klassische autonome Zentren, die im Land bis in die Kleinstädte weit verbreitet sind und ein Überbleibsel der Bewegung der *Autonomia* darstellen. Der Begriff ist nicht zu verwechseln mit der Idee der viel offener gedachten Form der »sozialen Zentren«, wie sie im deutschen oder auch in diesen Interviews immer wieder auftaucht.
 - 3 Neofaschistische Partei in Italien, die inzwischen von ihrem ursprünglichen Ziel, den wirtschaftlich stärkeren Norden Italiens vom Rest des Landes abzutrennen, zugunsten ihrer Etablierung als rechte Kraft des ganzen Landes abgerückt ist.
 - 4 *ALER – Azienda Lombarda Edilizia Residenziale Milano*, die öffentliche Wohnungsbaugesellschaft Mailand und der Region Lombardei.
 - 5 Steht für: »Divisione Investigazioni Generali e Operazioni Speciali«, die politische Polizei Italiens.

»Wir fangen mit wenigen Schwestern an und werden jeden Tag mehr«

Zu Beginn wäre es schön, wenn ihr uns erzählen könntet, seit wann ihr im Komitee aktiv seid, wie ihr zum Komitee gekommen seid und wie das Komitee im Alltag funktioniert.

Catalina: Mein Name ist Catalina und ich bin seit dem ersten Tag eine Vertreterin des Komitees von Giambellino. Von Beginn an habe ich mich hier gut aufgenommen gefühlt – es ist sehr familiär. Das Komitee war wie eine Wiedervereinigung der Familien und es hat uns alle näher zusammengebracht. Wir haben mit vier bis fünf Leuten angefangen und wuchsen dann schnell an, da immer mehr Menschen Teil des Komitees geworden sind. Als ich in das Komitee kam, habe ich für alle gekocht – Gerichte aus meiner Heimat. Viele Leute kamen vorbei, es gab viele Feste. Ich bin eine derjenigen im Komitee, die sich am meisten für die Feste einsetzten. Einmal spielte ich sogar den Weihnachtsmann und verteilte Geschenke an die Kinder.

Ida: Ich heiße Ida und bin erst seit ein paar Monaten beim Komitee aktiv. Ich habe das Komitee eher zufällig kennengelernt. Ich hatte eine Freundin, die an den Treffen teilgenommen hat und sie hat gesehen, in welcher Situation ich mich befinde und welche Probleme ich hatte. Ich hatte meine Arbeit verloren, mein zweites Kind war gerade zur Welt gekommen und mein Mann hat keine Papiere. Dadurch, dass ich meinen Job verlor, wusste ich nicht, wie ich unsere Miete – die zu dem Zeitpunkt auch noch erhöht wurde – bezahlen sollte. Meine Freundin nahm mich dann mit auf

das Treffen des Komitees und stellte mich den Leuten vor. Ich habe mich bei den vielen Leuten sofort aufgenommen gefühlt. Gemeinsam mit dem Komitee haben mein Mann und ich für uns ein Haus besetzt. Als dann die Polizei und ALER¹ kam, um unsere Wohnung zu räumen, wurden wir von vielen unterstützt. Diese Unterstützung ist der Grund, warum ich weiterhin zum Komitee gehe, so oft ich kann. Ich gehe zu den Treffen und zu den Demonstrationen. Das Komitee fühlt sich für mich an wie eine Familie. Es ist egal, woher man kommt, wir sind alle eine Familie.

Catalina: Wenn es Probleme gibt, müssen wir uns organisieren, um uns zu wehren. Ich bin auch eine Besetzerin und alleinerziehende Mutter und kann mich nicht beschweren. Denn seit das Komitee wächst, geht es uns eigentlich ganz gut.

Unser Komitee ist für alle da, die Hilfe benötigen. Ich sehe das Komitee als eine Familie, die du nie hattest. Wenn du etwas brauchst – zum Beispiel ein Wasserrohr kaputt ist, das Licht ausfällt oder dir ein bestimmtes Möbelstück fehlt – dann ist das Komitee da, repariert oder regelt das. Allerdings ist das Komitee keines, wo du hinkommst, für dich eine Wohnung besetzt wird und das war es dann. Nein, das Komitee sind Personen, die hinter dir stehen und dir den Anstoß geben, voran zu kommen. Hier geben wir uns alle etwas gegenseitig. Wenn du zum Komitee kommst und nach Hilfe fragst, werden wir – mit dem Herzen in der Hand – nicht »Nein« sagen. Wir begeben uns gemeinsam da rein und du wirst Teil des Komitees, weil es dir gefällt, wie es funktioniert, weil dir geholfen wird. Das Komitee ist wie

dein Haus, in dem du mit allen gemeinsam versammelt bist. Es ist kein Ort, wo du hingehst, zahlst, zuhörst und wieder gehst. Wenn du zum Komitee kommst und etwas sagst oder etwas fragst, sind die Leute interessiert. Sie antworten dir und sagen dir, was sie denken – im Guten wie im Schlechten. Ich denke das ist wichtig, damit das Komitee weiter wächst und vorankommt.

Ihr habt ja gesagt, dass ihr Probleme hattet und das Komitee euch geholfen hat beziehungsweise ihr euch gegenseitig geholfen habt. Könnt ihr uns ganz praktisch erzählen, wie diese Hilfe aussieht?

Catalina: Mein Problem begann, als die Frau, für die ich gearbeitet habe und über die ich mir meinen Lebensunterhalt verdienen konnte, gestorben ist. Ihr Sohn hatte Interesse am Haus und schmiss uns einfach raus. Von heute auf morgen fand ich mich selbst mit meiner Tochter und meinem Sohn auf der Straße wieder. Ich wusste nicht, wo ich hingehen sollte. Ich suchte nach einer Wohnung und man besetzte mir eine, in die ich einzog. Ich war ausgebrannt, doch mit Hilfe des Komitees gewann ich wieder an Stärke und Selbstvertrauen. Das, was mir zugestoßen ist, ist schlimm, doch anderen widerfährt Schlimmeres. Die müssen auf der Straße, auf dem Boden oder unter einer Brücke schlafen. Und dafür gibt es das Komitee – damit keiner mehr auf der Straße leben muss. Es gibt keine Worte, mit denen ich beschreiben könnte, wie wertvoll die Arbeit des Komitees ist. Wenn man sieht, was alles getan wird – die ganzen Aktionen – dann fehlen einem die Worte.

Ida: Wie ich schon erzählt habe, hatte ich einen Job, bevor ich mein Kind bekam. Das Problem ist, dass es in der Praxis häufig so ist, dass, wenn man ein Kind bekommt, die Leute denken, dass ein Kind stört und man deshalb gefeuert wird. Als ich gefeuert wurde, hatte ich noch etwas Geld übrig, um die Miete zu zahlen. Jedoch wollte meine Vermieterin, dass ich mehr bezahle, weil jetzt ein Kind mehr da sei. Dann wurden uns im Winter der Strom und das warme Wasser abgestellt, ich sollte die Waschmaschine nicht mehr so häufig benutzen und viele weitere Sachen.

Also eigentlich hatten wir keinen Ort mehr zum Leben. Es wurde unerträglich. Ich bin dann bei einer Freundin untergekommen und ging – wie gesagt – zum Treffen des Komitees. Dort haben sie mir geholfen und

wir haben eine Wohnung besetzt. Erst hatte ich viel Angst und wollte das gar nicht tun. Als dann die Polizei und *ALER* kamen, um die Wohnung und uns zu räumen, war ich voller Furcht, aber meine Familie gab mir viel Kraft um diese Situation zu überstehen. In der Nachbarschaft gibt es Leute, die schlimme Dinge zu einem sagen, aber eben auch viele Gute. Auch als die Polizei und *ALER* zu mir nach Hause kamen, haben mir viele Nachbar*innen geholfen. Ich habe an alle möglichen Leute Nachrichten geschrieben und alle kamen sofort vorbei. Daraufhin sind die Leute von *ALER* wieder gegangen und so wurde die Räumung erfolgreich verhindert. Das hat mir viel Kraft gegeben und ich habe mir gesagt, dass ich bleibe und bin geblieben. Heute wohne ich immer noch in dieser Wohnung.

Seitdem bin ich im Komitee aktiv. Als zum Beispiel das *palestra popolare*, unser Sportraum, geräumt wurde, ging ich dorthin, um es zu verhindern. Ein Polizist, der zuvor auch bei der versuchten Räumung meiner Wohnung anwesend war, ging mir an dem Tag hinterher und wollte mein Handy. Er meinte, wenn ich es ihm nicht gebe, würde er mir meine Papiere und meinen Sohn wegnehmen. Ich hatte furchtbare Angst. Die *Chicos* meinten, ich bräuchte keine Angst zu

haben, denn er könnte mir nichts antun, da ich nichts Falsches getan habe. Tja, mir verging die Angst und ich bin weiterhin hier mit allen zusammen.

Findet ihr, dass sich das Viertel durch das Komitee verändert hat?

Catalina: Am Anfang haben die Leute das Komitee nicht wirklich ernst genommen. Aber nach und nach, als klar wurde, dass wir ernst meinten, was wir sagten und wir den Leuten helfen ohne etwas zurückzufordern, wuchs das Komitee. Südamerikaner*innen, Afrikaner*innen, Rom*nija – alle möglichen Leute. Wir haben Feste für die Kinder im Park gemacht und dort Sandwiches und Süßigkeiten verteilt. Den Leuten, die auf der Straße gelebt haben und die kaum Kleidung hatten, haben wir Kleidung gegeben, die man selbst nicht mehr gebraucht hat. Wir machen zum Beispiel dieses *free food-program*, wo wir kostenfrei Essen verteilen. Gerade versuchen wir, eine Küche zu organisieren, in der wir Essen für Leute kochen, die sich keines leisten können. Das Komitee hat einiges verändert. Das Viertel hier war elend, es war in Teilen verlassen. Es gab niemanden, der die Sachen repariert und sauber gemacht hätte. Wir zeigen den Leuten, dass es nicht darum geht, sich einen Vorteil zu verschaffen, sondern darum, sich gegenseitig zu helfen. Man sieht immer neue Leute. Es kamen auch Leute aus anderen Städten – Venedig, Bologna, Turin. Es kamen viele Leute von überall her und so fing das Komitee an, sich mit anderen Komitees zu organisieren – hier in Mailand vernetzten wir uns mit den Komitees aus anderen Stadtteilen. Aus einem Komitee entstanden viele Komitees. Und das ist was mir gefällt – wir fingen mit wenigen Schwestern an und werden jeden Tag mehr. Und jetzt kann man sehen,

Wir müssen uns zuallererst bewusst werden,
dass wir bisher darin versagt haben,
Kämpfe zu initiieren und Veränderung für
Menschen attraktiv zu machen.

wo wir heute stehen, denn wir kämpfen um weiter zu kommen. Es ist ein Recht, das wir haben.

Natürlich sehen uns manche in der Nachbarschaft auch als böse Menschen, die Wohnungen besetzen und nichts bezahlen wollen – aber es ist ja nicht so, dass wir nicht zahlen wollen. Wir kämpfen auch für einen bezahlbaren Mietvertrag, viele von uns arbeiten, wir zahlen in die Kasse ein, zahlen Steuern. Aber wir haben kein Recht auf gar nichts. Ich lebe seit 17 Jahren in Italien. Ich habe lediglich Anrecht auf die Unterstützung meines Kindes bis es 15 Jahre ist. Mehr nicht.

Ida: Und noch schlimmer ist es, wenn die Leute sagen »Du bist Ausländerin. Nein, Ausländer wollen wir nicht.« Hier in Italien gibt es Rassismus.

In Bezug auf Rassismus haben wir gehört, dass es auch Probleme mit der Polizei hier im Viertel gibt. Und du hast ja auch erzählt, dass es Probleme mit rassistischen Nachbar*innen gibt. Was sind eure Erfahrungen damit?

Catalina: Als ich das erste Mal meine besetzte Wohnung betreten habe, hat eine Frau die Polizei gerufen. Daraufhin kamen zehn Polizeiautos, Carabinieri – als ob ich eine Terroristin wäre. Sie sagten zu mir, ich würde Drogen verkaufen, ich wäre eine Prostituierte, dass ich meine Kinder misshandeln würde und was weiß ich noch alles. Am nächsten Tag dann kamen Nachbar*innen, die auch rassistisch waren, und haben mir ins Gesicht gespuhkt, sie haben mich gepackt und mir gesagt, ich solle verschwinden. Sie haben meine Küche kaputt gemacht. Sie taten alles Mögliche, um mich fertig zu machen und dafür zu sorgen, dass ich wieder ausziehe. Sie warfen Gemüse an meine Fenster und beleidigten meine Kinder als »Scheiß Ausländer«, »Bastard«, »Geht zurück in euer Land« – ich hätte am liebsten dieses Haus verlassen. Aber ich war auf die Wohnung angewiesen und so habe ich das einfach ausgehalten und versucht nach vorne zu blicken. An einem Tag habe ich sie dann zurück angeschrien, dass wenn sie uns jemals wieder anfassen, wenn sie jemals wieder unsere Kinder beleidigen, dass ich sie dann umbringen würde. Seitdem haben sie sich nicht mehr mit mir angelegt.

Ida: Dieselbe Frau hat vor ein paar Tagen die Polizei gerufen und behauptet ich würde Drogen verkaufen. Ich wuss-

te erst nicht, warum die Polizei kam und zum Glück kamen schnell Leute vom Komitee. Die Polizei durchbrach zwar meine Haustür, ist dann aber gegangen. Wenn wir im Komitee über solche Situationen sprechen, dann wird immer gesagt, dass man sich nicht unterkriegen lassen darf und nicht auf diese Leute hören sollte. Dieses Komitee wird – so wie ich das sehe – weiter wachsen und in Zukunft noch besser werden.

Was denkt ihr, wo müssen sich im Komitee noch Dinge verbessern? Und was ist für euch das Wichtigste, das ihr im Komitee gelernt habt, das ihr uns als Ratschlag mitgeben würdet?

Ida: Problematisch ist, dass es einige Leute gibt, die nur im Komitee vorbei kommen, um für sich eine Wohnung herauszuschlagen – aber es geht um Partizipation. Es geht darum, auch an den Demos teilzunehmen und wenn du nicht an Demos teilnehmen kannst, zu Treffen zu kommen. Wenn du nicht zu Treffen kommen kannst, dann hilfst du irgendwie anders. Wir haben gerade heute darüber gesprochen und werden das von heute an in Angriff nehmen.

Catalina: Den Ratschlag, den ich euch geben kann, ist, nicht aufzugeben. Immer nach vorne zu blicken, für das zu kämpfen, was ihr erreichen wollt. Wenn du es wirklich willst – dann wirst du es auch tun. Ich kann euch nur sagen, gebt nicht auf zu kämpfen, denn wir haben das Recht zu kämpfen. Wir sind alle gleich. Wir alle haben das Recht auf Alles. Wenn wir etwas fordern, dann tun wir es, weil wir es brauchen.

¹ ALER – Azienda Lombarda Edilizia Residenziale Milano, die öffentliche Wohnungsbaugesellschaft Mailand und der Region Lombardei.

»Politische Arbeit ist mehr als nur ein Bereich deines Lebens«

In unseren anderen Interviews haben wir ja mit den Freund*innen und Genoss*innen des Comitato Autonomo Abitanti Giambellino–Lorenteggio gesprochen. Da ihr trotz eurer unterschiedlichen politischen Vergangenheit mittlerweile eine ähnliche Praxis und Zusammenarbeit entwickelt habt, fanden wir es spannend auch mit euch ins Gespräch zu kommen. Schön, dass das geklappt hat! Zu Beginn würde uns interessieren, wie ihr euren Anfang der Arbeit im Comitato Autonomo Abitanti Barona rückblickend beschreiben würdet?

Alessio: Die Genoss*innen aus *Giambellino*, aber auch die Leute, mit denen wir uns hier in *Barona* organisieren, kommen aus unterschiedlichen politischen Strukturen. Durch unsere veränderte politische Praxis, die uns heute verbindet, sind wir sowohl stadtpolitisch als auch persönlich miteinander verbunden und haben ein besonderes Verhältnis zueinander entwickelt. Die meisten aus *Barona* waren vorher in Kollektiven, die verschiedene *Centri Sociali*¹, wie *Lambretta* oder *ZAM*², organisiert haben.

Mit der Verhinderung von Zwangsräumungen haben wir die Arbeit hier im Viertel begonnen. Das war im Oktober und November 2014, als die Stadtregierung massenweise Zwangsräumungen von besetzten Wohnungen ankündigte. Damals haben wir sehr viel Zeit hier im Viertel verbracht, hatten aber selbst noch keine Wohnungen vor Ort. Es dauerte allerdings nicht lange, bis bei uns die Idee aufkam, auch welche für uns und die Familien zu besetzen.



Wir zogen nach und nach hier her und fingen an Politik innerhalb eines Territoriums zu machen. Das war eine bewusste Entscheidung – die Art und Weise, wie wir vorher Politik gemacht haben, war komplett anders. Angefangen haben wir damit, im Viertel darüber zu reden, dass der Leerstand von Häusern eine Strategie ist, um Profit zu machen. Wir versuchten nach und nach durch solche Gespräche Beziehungen zu Bewohner*innen aufzubauen.

Warum habt ihr euch für diesen Weg entschieden?

Gabriel: Weil es zu diesem Zeitpunkt aus unserer Sicht das Richtige war. Damit meine ich, dass wenn man ein *Centro Sociale* gut organisiert, man unterschiedliche Leute – beispielsweise Studis – kennen lernen und miteinander vernetzen kann. Man kann in relativ kurzer Zeit, eine schnell wachsende Gruppe organisieren. Ich bin der Meinung, dass es nach wie vor wichtig ist, mit solchen Kämpfen – wie denen der Studierenden und Schüler*innen – in Verbindung zu stehen. Aber die Strategie der *Centri Sociali* entstand vor zwanzig Jahren und ein *Centro* ist auf eine gewisse Art und Weise ein in sich abgeschlossener Ort. Ich denke, es ist Zeit, weiter zu gehen. Heute, in diesem historischen Moment, ist es wichtig auch andere Formen des Widerstands aufzubauen. Als Genoss*innen müssen wir Antworten für das Leben der Leute liefern können.

Am Beispiel von *Barona*, was eines der proletarischen Viertel Mailands ist, zeigt sich, dass es ernsthafte Probleme gibt, was die Wohnungssituation und andere soziale Verhältnisse an-

geht. Und das ist kein Zufall. *Barona* wurde während des Faschismus für die Migrant*innen aus Süditalien, die hier her kamen, um in den Fabriken zu arbeiten, gebaut. Mit dem Bau der Sozialwohnungen wurden die sozialen Probleme konzentriert und verstärkt. Für uns ist die Situation in diesen prekären Vierteln Teil einer langen Geschichte und Teil des heutigen Gentrifizierungsprozesses. Diese Viertel und die Art und Weise, wie hier Menschen leben, werden von der Stadt und *ALER*³ organisiert – und diese lassen hier haufenweise Wohnungen leerstehen und verfallen. Theoretisch wäre es ihr Job, Leuten Wohnungen zu geben, die Umgebung sauber zu halten und so weiter und so fort. Aber genau das tun sie eben nicht. Und wir denken, es gibt einen Grund dafür. Es ist Teil einer politischen und ökonomischen Strategie. Letztendlich ist es die organisierte Verwaltung von Elend, die in einem spezifischen Raum wie *Barona* durch die sozialen Probleme der dort lebenden Menschen sichtbar wird.

Alessio: Das ist der Grund, warum wir auf der Grundlage des Rechts auf Wohnraum gerade an der Wiederaufneigung von Wohnungen und dem Erschaffen eines widerständigen Territoriums arbeiten. Mit unserer Arbeit im Viertel wollen wir die Widersprüche des Kapitalismus aufzeigen – in ihren ganz konkreten Formen. Was wir sagen ist einfach: Es kann nicht sein, dass es Wohnungen gibt, in denen keine Menschen wohnen und gleichzeitig Menschen, die keine Wohnung haben. Wir wollen das Problem einer Bewohner*in des Viertels mit dem Problem der Welt verknüpfen. Wir sagen: »Du bist nicht alleine. Es gibt eine Verbindung zwischen deinem Problem und den wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen. Und was wir tun können, ist eine Gemeinschaft aufzubauen, die sich dagegen wehrt.« Es geht darum, etwas aufzubauen, dass man wirklich als soziales Wohnen bezeichnen könnte.

Gabriel: Aufgrund dessen haben wir uns hier in der Peripherie nicht so eng an einen Ort gebunden. Wir sind eher Teil der Nachbarschaft. Wir stehen ständig in Kontakt mit den Menschen. Das was für mich früher das *Centro Sociale* war, ist für mich jetzt unser Hinterhof und jede Straße *Baronas*. Das ist wichtig für unser Selbstverständnis als Genoss*innen: Politische Aktivität ist nicht der Teil deines Lebens, den du in der Innen-

stadt oder in einem sozialen Zentrum gestaltest, es ist die Art wie du lebst. Deswegen lebe ich hier in einer besetzten Wohnung. Allein der Fakt, dass ich hier lebe, ist eine politische Reaktion auf die momentane Situation.

Und wie sieht das Ganze praktisch aus?

Alessio: Wir treffen uns einmal wöchentlich als Komitee. Zu diesem Treffen kommen nur wir Genoss*innen. Es gibt ab und zu den Versuch, sich mit all denen zu versammeln, die in den besetzten Häusern wohnen, aber ein reguläres politisches Treffen mit den Leuten und Familien hier aus dem Viertel gibt es nicht. Wir veranstalten allerdings verschiedene Aktivitäten. Zum Beispiel machen wir regelmäßig ein Frühstück gegen Zwangsräumungen auf der Straße. Wir treffen uns früh am Morgen, damit wir alle startklar sind, falls eine Räumung stattfindet. Außerdem haben wir Italienischunterricht für Migrant*innen und eine Hausaufgabenhilfe für die Kids organisiert. Der Bunker – unser kollektiver Ort, an dem diese Dinge stattfanden – wurde allerdings vor ein paar Tagen von der Polizei⁴ geräumt. Jetzt brauchen wir einen neuen Ort – auch für das Kinder-Breakdance und die Theatergruppe.

Nach der Räumung des Bunkers haben wir versucht, ein politisches Treffen mit all den Familien hier aus der Nachbarschaft einzuberufen, um zu diskutieren, ob wir was Neues besetzen sollen. Aber es hat sich als schwierig herausgestellt, denn fast niemand ist gekommen. Das bedeutet, dass unsere Beziehungen zum Viertel noch nicht stark genug dafür sind,

dass Leute kommen und man gemeinsam die nächste Besetzung planen kann. Auch wenn wir wissen, dass es einen gewissen Konsens in *Barona* in Bezug auf Besetzungen gibt, werden wir nicht einfach den nächsten Raum besetzen. Wir wollen nämlich nicht nur die Zustimmung, wir wollen die Besetzung mit den Leuten gemeinsam organisieren. Wir wollen, dass sich die gesamte Nachbarschaft zusammen Wohnungen aneignet. Denn unsere wichtigste Aktivität, die wir regelmäßig organisieren, bleibt die Besetzung von Häusern für Menschen aus dem Viertel.

Die Räumung des Bunkers war eine sehr militärische Angelegenheit: Zehn große Einsatzwagen mit über 100 Bullen. Es war einfach keine gute Situation. Doch am nächsten Tag kamen die Kids an und haben uns gefragt, warum der Bunker geschlossen ist, dass sie ihn zurück wollen und ob wir morgen wieder aufmachen. Eins der Kinder sagte »Ah, scheiß Bullen, wenn die kommen, dann nehme ich einen Stein und bewerfe sie ...«

Gabriel: »...denn ich bin jung und die können mich nicht ins Gefängnis stecken.«

malaboca: Haha, clever...

Alessio: Ja, die jungen Leute hier sind stark. Vom ersten Tag an wirst du und deine Familie damit aufwachsen, dass es Probleme mit den Bullen gibt. Also wächst du auf mit Hass.

Gabriel: Der Kontakt hier mit den Bewohner*innen ist nicht an eine Versammlung, sondern an das Leben gebunden. Ich meine, Leute kommen her – hier an unseren Balkon – und sagen »Kommt raus, wir haben ein Problem. Toni braucht eine Wohnung, denn seine Frau hat sich von ihm getrennt und die haben nicht das Geld, um sich scheiden zu lassen«. Wir leben hier, also sind wir ein Kollektiv. Unsere Verbindung zum Viertel besteht darin, Teil davon zu sein.

Alessio: Der Widerstand fängt dann an, wenn Leute sagen »Schau, dieses Haus steht leer. Dieses Haus hat keine Toilette oder diese Wohnung ist perfekt«. Wir machen die ganzen Aktivitäten – wie die Gartenarbeit hier im Hof nicht, weil wir Gärtnern so toll finden, also ich schon... Aber vor allem machen wir das aus den Gründen, die ich gerade nannte.

Das klingt jetzt erst mal so, als wäre das einfach umsetzbar. Gibt es denn etwas, was ihr als die aktuellen Kernprobleme und Herausforderungen benennen könntet?

Alessio: Viele Dinge. Wir sehen jeden Tag die Grenzen unserer Arbeit, da wir noch nicht genau wissen, wie wir unsere Botschaft am besten verbreiten können. Ich meine, wir reden mit den Leuten hier, wir reden auch viel mit ehemaligen Genoss*innen, die nicht mehr organisiert sind und mit vielen anderen solidarischen Menschen. Aber das reicht nicht. Wir haben noch so viel Arbeit vor uns. Ich würde wollen, dass die Leute darin übereinstimmen, was hier passiert und dass sie verstehen, dass wir, wenn wir uns zusammenschließen, tun können, was wir wollen. Aber neben dieser Grundproblematik würde ich sagen, kann man vier große Probleme ausmachen.

Das Erste ist die ungenügende Ausformung eines kollektiven Lebens, durch die man beispielsweise einen

Umgang mit dem starken Rassismus hier im Viertel und dem Hass gegenüber Leuten, die in besetzten Wohnungen leben, finden könnte.

Gabriel: Daran anknüpfend ist ein weiteres Problem die Organisierung des bereits existierenden kollektiven Lebens. Ich meine, wir sind nur eine Gruppe die Aktivitäten organisiert. Aber das reicht nicht. Wir leben hier, wir unterhalten uns mit anderen und wir teilen die gleichen, alltäglichen Probleme, wie etwa die Notwendigkeit von Wohnraum. Wir haben viele Anfragen von Leuten, die Wohnungen brauchen, aber danach nicht wieder kommen. Aber klar ist, dass ist nicht alles. Es gibt viele Sachen, die vielleicht klein erscheinen, aber es nicht sind, wie: Wo kriegen wir ein Bett her, heißes Wasser, einen Kühlschrank oder Lohnarbeit?

Alessio: Das dritte Problem hängt mit der Polizei zusammen. Als zum Beispiel für die Räumung des Bunkers 100 Polizist*innen anrückten, war das wirklich hart für die Nachbarschaft. Alle Leute, die die Straße blockiert haben, mussten ihre Ausweise vorzeigen. Solche Sachen können ein Problem werden, weil sie die Leute einschüchtern. Zum Glück haben wir in diesem Fall, als die Polizei kam, viel Solidarität erfahren. Aber ich denke, auf lange Sicht kann die staatliche Repression ein ernsthaftes Problem werden. Auch weil wir jedes mal da sind, wenn die Polizei hier ins Viertel kommt. Und das merken die sich.

Wenn wir davon sprechen, etwas bewohnbar zu machen, beziehen wir uns nicht nur auf Kämpfe um Wohnraum oder Besetzungen, sondern auf den Fakt neue Geografien zu schaffen, Territorien umzudrehen, Territorien die zuvor als unbewohnbar galten in begehrten Orte zu verwandeln.

AUS »TERRITORIES TO INHABIT, WORLDS TO CREATE«

Gabriel: Das vierte große Problem ist das der mafiösen Strukturen. Seitdem wir hier gegen Zwangsräumungen kämpfen, existiert das Problem zwar nicht mehr wirklich, da sie hier in unserem Block nicht mehr präsent sind. Das hängt damit zusammen, dass die Leute wissen, dass wir ihnen die Häuser öffnen und wir im Gegensatz zu den Leuten aus den mafiösen Strukturen kein Geld dafür nehmen. Doch in der Vergangenheit gab es immer wieder Konflikte – auch physische. Ich bin zum Beispiel auch mal in eine Schlägerei mit so einem Typen geraten. Aber zum Glück konnten wir das Problem lösen.

Wie sah diese Lösung aus? Welche Strategien habt ihr entwickelt?

Gabriel: Die physische Auseinandersetzung haben nicht wir begonnen. Abgesehen davon, besteht unser physischer Widerstand auch einfach darin, hier zu bleiben, präsent zu sein, um zu zeigen, dass wir mehr Kraft haben als sie.

Alessio: Ihr dürft euch das jetzt auch nicht wie *Camorra* oder so vorstellen, die stehen nicht im Kontakt mit der richtigen Mafia. Sie sind keine große Organisation, nur ein paar Familien und der Zuhälter hier im Viertel.

Gabriel: Letztendlich haben wir das Problem auch auf politischem Wege gelöst. Wir haben den Leuten erklärt, wie diese Strukturen funktionieren und dass die mit den Bedürfnissen der Menschen, die kaum was haben, spekulieren. Deshalb haben viele der Leute, die vorher zu ihnen gegangen sind, damit aufgehört.

Wie nehmen die Leute aus der Nachbarschaft euch wahr? Gibt es eine Trennung zwischen euch und den anderen Nachbar*innen?

Gabriel: Die Leute sagen »ihr« – in Bezug auf uns. Es gibt eine Trennung. Sie wissen, dass wir eine Gruppe sind.

Alessio: In einer Situation sagte eine Frau beispielsweise: »Bevor ihr hergekommen seid, gab es keinen Italienischunterricht für die Migrant*innen, keinen Bunker und keine Hausaufgabenhilfe.«

Gabriel: Ja, die anderen Bewohner*innen identifizieren uns als eine Gruppe. Aber sie identifizieren uns auch als Teil des Lebens im Viertel. Es ist also weder ganz das Eine, noch das Andere.

Abgesehen von den Problemen, die ihr gerade beschrieben habt, was motiviert euch an eurer bisherigen Arbeit und eurer neuen Art euch zu organisieren?

Alessio: Dass die Menschen anfangen, anders über arme Leute, über Leute die Häuser besetzen, über Fremde zu denken...

Gabriel: ...die Früchte, die man mit dieser Arbeit erntet, kann man – finde ich – jeden Tag sehen. Sei es die neu besetzte Wohnung, die verhinderte Zwangsräumung oder die Hausaufgabenhilfe. Aber die wirklich wichtige Veränderung wird nicht unmittelbar sichtbar, sondern erst nach einigen Jahren. Wenn du dir die Kids anschaust, die hier aufwachsen: Die hätten vorher gar kein Zugang zu all dem hier gehabt. Sie werden anders aufwachsen. Sie werden anders groß werden und sie werden Teil dieses Viertels sein, was dann ein anderes sein wird, als es heute ist.

1 Bei den italienischen *Centro Sociale* handelt es sich um klassische autonome Zentren, die im Land bis in die Kleinstädte weit verbreitet sind und ein Überbleibsel der Bewegung der *Autonomia* darstellen. Der Begriff ist nicht zu verwechseln mit der Idee der viel offener gedachten Form der sozialen Zentren, wie sie im deutschen oder auch in diesen Interviews immer wieder auftaucht.

2 Zwei bedeutende *Centri Sociali* in Mailand.

3 *ALER – Azienda Lombarda Edilizia Residenziale Milano*, die öffentliche Wohnungsbaugesellschaft Mailand und der Region Lombardei.

4 Im Mai 2016.

»Zwischen einfach nur darüber Reden und es dann tatsächlich tun liegen Welten«

Als wir vor ein paar Tagen die Versammlung des Nachbarschaftskomitees besucht haben, war es dir wichtig, dass wir auch teilnehmen. Warum?

Marco: Einerseits wollte ich, dass ihr da bleibt, damit ihr die Leute kennen lernt. Andererseits – und das ist mir das Wichtigere – damit ihr den Unterschied seht zwischen dieser Versammlung und den Versammlungen, die wir aus unseren bisherigen politischen Erfahrungen kennen. Der »klassische« Modus der politischen Praxis setzt immer schon einen bestimmten Blick auf die Dinge voraus, es existieren bereits Ideen, Positionen oder Ideologien. Hier ist das anders, hier wird Politik ausgehend von konkreten Bedürfnissen gemacht. Ich wollte, dass ihr seht, wie divers die Modi der politischen Praxis sein können, mit Menschen, die es nicht gewohnt sind, sich politisch zu organisieren und Plena abzuhalten. Denn das ist ein Unterschied – es ist langsam, aber es funktioniert. Und ich glaube, dass es der einzige Weg ist, damit die Leute selbst direkt aktiv werden.

Wir haben bestimmte Erfahrungen hinter uns, haben bestimmte Fähigkeiten, zum Beispiel weil wir studiert haben und weil wir unsere Kämpfe geführt haben und das sind nun Sachen, die wir anderen Menschen zur Verfügung stellen können. Und auf der anderen Seite lernen wir von den Kostbarkeiten,

wie der Kultur und all dem, was die Menschen im Laufe ihres Leben gelernt haben. So entsteht ein reziprokes Lernen – nicht nur wir bringen denen was bei oder die nur uns, sondern wir lernen gemeinsam. Das ist etwas Neues. Es ist etwas Neues für uns und es ist etwas Neues hier in Italien. Wir haben die Hoffnung, dass wir die Verhältnisse so verändern können. Denn wir befinden uns in einer Phase, in der wir für eine fehlende Strategie in den letzten Jahren zahlen. Dies hat in Italien eine politische Katastrophe provoziert.

Welche Rolle spielt das Nachbarschaftskomitee in Giambellino, dem Viertel, in dem ihr arbeitet?

Marco: Die meisten Leute, die anfangs das Komitee aufgesucht haben, brauchten eine Wohnung. Sie konnten die Miete nicht zahlen oder wollten die Miete nicht mehr zahlen, weil sie dann einfach kein Geld mehr hatten, um sich eine Flasche Wasser zu holen oder einfach Geld an ihre Familien zu schicken. Hier leben sehr viele Migrant*innen – ich bin selber einer von ihnen – und die meisten sind nach Italien migriert, um

Geld an ihre Familie schicken zu können.

Viele Menschen im Komitee sind nach Italien gekommen, um sich ein besseres Leben aufzubauen, aber oft ist dies nur ein Traum, der schnell zerbricht. Wenn du Arbeit findest, wirst du gedemütigt und schlecht bezahlt, aber in den meisten Fällen findest du überhaupt keine Arbeit und bist schnell in einer hoffnungslosen Situation. Die Migrant*innen in den proletarischen Vierteln sind im hiesigen System das Letzte, die Marginalisierten. Aber gleichzeitig sind es die Leute, die bereit sein können vieles zu tun, weil sie nichts zu verlieren haben.

In Ecuador, wo ich herkomme, war es anders. Da hast du deine Familie, deine Freunde, dein Leben ist da. Dort hast du vielleicht einen Ort, der dir Halt gibt, von dem aus du dir einen neuen Job suchen oder von dem aus du einen anderen Weg einschlagen kannst. Wenn du hier niemanden kennst, ist das völlig anders – in einem westlichen Land, in dem die zwischenmenschlichen Beziehungen kaum existent sind. Aber natürlich gibt es auch hier Communities, zum Beispiel eine südamerikanische oder eine große äthiopische Community. Die Verbindungen innerhalb dieser Communities sind gut – der eine ruft den anderen an und so spricht sich schnell rum, dass man zum Komitee gehen kann, wenn man Hilfe braucht. Und so sind die

Eine der schwierigsten Aufgaben für uns ist, Revolution attraktiv und begehrenswert für die Menschen um uns zu machen, zusammen mit den Menschen die im Territorium wohnen eine gemeinsame Sprache zu entwickeln und Wege zu finden, wie wir das Vertrauen der Menschen gewinnen können.

AUS »TERRITORIES TO INHABIT, WORLDS TO CREATE«

Communitys auch innerhalb des Komitees gewachsen. Die ersten Leute kamen aus Ecuador, dadurch kamen andere Leute aus Ecuador, dann die ersten aus Peru und so weiter. Und das ist neu im Viertel.

Auch auf die Leute außerhalb des Komitees hat unsere Arbeit einen Effekt. Auch wenn sie sich nicht direkt mit uns im Alltag organisieren, schließen sie sich uns ebenfalls oft an, wenn zum Beispiel die Polizei kommt, um eine Wohnung zu räumen. Auch sie können sich mit dem, was wir tun identifizieren und finden es gerecht. Das Komitee ist nicht das Viertel und das Viertel nicht das Komitee. Das Viertel besteht aus so vielen Dingen und wir sind ein wichtiger, aber eben nur ein Teil davon.

Und was genau ändert sich nun durch eure Praxis?

Marco: Ich denke, vor allem wir haben uns verändert. Ein Beispiel: In der peruanischen Community gibt es die Praxis der *Pollada* – ähnlich einem Soli-Essen. Das Konzept ist, eine solidarische Dynamik zu schaffen, selbst gekochtes Essen zu verkaufen und mit dem Geld jemanden, der in Schwierigkeiten steckt oder ein kollektives Projekt zu unterstützen.

Am Anfang haben wir viel darüber diskutiert, ob es in Ordnung ist, Fleisch zu verkaufen und hin und her. Was wir aber nicht verstanden haben, war die Materialität des Ganzen. Es geht gar nicht primär darum, ob Leute nun Fleisch essen oder nicht, sondern dass es einen Prozess der Organisation jenseits unserer Konzepte gibt, den wir lesen lernen mussten. Es ist etwas, was bereits in den Praktiken der Communitys eingeschrieben ist, die mit der Migration nach Italien transportiert wurden.

Als wir eines Tages Geld für unsere Aktivitäten organisieren mussten und überlegt haben, dass wir eine Party veranstalten, diese oder jene Band einladen und Getränke verkaufen, haben die Leute gesagt: »Nein, *Pollada*!« Und dann haben sie diese Feier organisiert und wir haben mehr Geld gemacht als mit den Partys, die wir über einen Monat organisieren müssen und uns eigentlich alle stressen, auch wenn man dabei Spaß haben kann. So war es etwas viel organischeres, etwas, was bereits existierte. Als wir in *Giambellino* ankamen, gab es bereits diese anderen Formen des kollektiven Lebens jenseits von unseren Ideen, die wir erst kennenlernen mussten.

Eine weitere Veränderung ist, dass Selbstorganisation im Zentrum unserer Arbeit steht. Als wir anfangen zum Thema Wohnraum zu arbeiten, war klar, dass wir nicht die Fehler beziehungsweise das, was uns an der Arbeit anderer politischen Strukturen nicht gefallen hat, wiederholen dürfen. In Rom zum Beispiel ist diese Bewegung sehr groß – mehrere tausend Leute sind dort involviert und es gibt sie schon seit über 20 Jahren. Dort wurde viel von den erfahrenen Genoss*innen gesteuert und entschieden und wir wollten diese Dynamik nicht. Es geht darum, dass du dich je nach deinen Kapazitäten einbringst, aber dass es ein Gleichgewicht geben muss – also dass alle etwas machen müssen, damit die Sachen funktionieren. Wenn man es so sagt, dann scheint es eine einfache Angelegenheit zu sein, aber das ist es nicht. Das ist etwas, über das ständig gesprochen werden muss und sich mit der Zeit verbessern kann, insbesondere, wenn die Sachen nicht gut laufen. Mit der Zeit sind verschiedene Aufgaben aufgetaucht, zum Beispiel dass wir eine Schatzmeister*in brauchen, die das Geld des Komitees verwaltet und entscheidet, wie wir es investieren. Genauso brauchen wir eine Elektriker*in, eine Tischler*in oder jemanden, der das Frühstück an Tagen organisiert, an denen wir vor der Polizei bei einer drohenden Räumung am Start sein müssen.

Das ist zielführender, als wenn man den Leuten von oben herab sagt, was sie tun sollen. Natürlich kannst du ihnen Druck machen, indem du sagst: »Wenn du das nicht machst, dann bist du nicht mehr Teil des Komitees!« Dann kommen die Leute vielleicht so-

gar. Aber auf diese Weise gibt es keine wirkliche direkte Aktivierung der Basis, das heißt der Leute, mit denen du kämpfst. Das Ziel ist es, eine Organisation zu haben, in der jede Person, jede Familie, jedes Mitglied des Komitees ihren Platz hat. Von Anfang an haben wir versucht, auf dieses Ziel hin zu arbeiten, aber schlussendlich passiert dies nun von der Basis des Komitees ausgehend, von den Leuten, die immer kommen und von denen du weißt, du kannst hundertprozentig auf sie zählen.

Aber was genau bewegt die Leute im Viertel dazu, sich euch anzuschließen und Teil des Komitees zu werden?

Marco: Wir versuchen, die Leute ausgehend von ihren konkreten Bedürfnissen zur aktiven Teilnahme zu motivieren und durch das solidarische Miteinander Möglichkeiten zu schaffen, politischen Diskursen auf eine angemessene und gerechte Art die Stirn zu bieten. Denn das ist es, was fehlt. Das Problem ist, dass wir die letzten Jahre geglaubt haben, es würde reichen, einfach nur zu sagen, etwas sei gerecht oder ungerecht, damit die Leute sich vereinen. Wir haben vergessen, dass es an materiellen wie sozialen Verhältnissen fehlt, damit die Leute den Mut haben, sich dafür zu entscheiden, sich zu organisieren und zu kämpfen. Die Leute organisieren sich nicht, weil sie feige oder zu bürgerlich sind. Sie tun es nicht, weil sie es nicht gewohnt sind. Deswegen ist der Dreh- und Angelpunkt unserer politischen Arbeit der Übergang von unbefriedigten Bedürfnissen zum politischen Aktivismus.

Und es funktioniert, wenn wir sagen: »Wir helfen uns gemeinsam, heute dir, morgen dem Anderen und wir machen es zusammen. Du besetzt ein Haus, weil du sonst keines bekommst, weil es keine gerechte Politik gibt.« Es ist nicht so, dass die Genoss*innen dir ein Haus organisieren – wir holen sie uns alle gemeinsam. Und wir verteidigen sie auch gemeinsam.

Und nach und nach fängt es an zu funktionieren. Die Leute fangen an, auf die Versammlungen zu kommen und dann auf die Demos zu gehen. Die Leute bemerken nach und nach, was passiert. Am Anfang werden sie vielleicht aktiv, weil sie ein persönliches Ziel verfolgen, nämlich eine Wohnung zu haben. Aber dort hört unsere Arbeit nicht auf – sonst würden wir uns auf derselben

Ebene der Wohltätigkeitsarbeit bewegen, wie die Kirche oder andere Organisationen sie machen. Aber das reicht höchstens aus, um sein Gewissen rein zu waschen.

Ausgehend von dem Territorium, in dem wir leben, wollen wir das Leben in unserem Viertel neu interpretieren. Deswegen dreht sich unser Diskurs längst nicht nur um den Wohnraum, sondern um das ganze Leben hier. Hier gibt es ja bereits ein soziales Leben, zu dem wir als Aktivist*innen oft keinen Zugang gefunden haben, da wir immer mit den großen Fragen und Ideologien ankommen. Aber wenn du in einem Viertel wohnst und versuchst, Leute kennenzulernen, um mit ihnen zu wachsen, musst du dich fragen, ob du Teil des Territoriums bist, ob du in diesem Territorium bist, in dem Probleme geboren und die Lösungen gefunden werden.

Teil eines Territoriums beziehungsweise einer Entität zu sein ist etwas, das uns in den letzten Jahren gefehlt hat. Wir haben immer die Bedeutung der Identität unter Aktivist*innen kritisiert. Aber ich denke, es ist wichtig, sich mit dem Ort zu identifizieren, an dem du lebst. Es ist ein großer Unterschied, ob du dich mit einer politischen Gruppe oder einem Nachbarschaftskomitee identifizierst. Wenn du Teil eines Viertels bist, in dem die sozialen Beziehungen existieren, die dir wichtig sind und die du nirgendwo anders in der Stadt findest, dann verteidigst du es auch. Niemand ist bereit, etwas zu verteidigen, mit dem sie sich nicht identifizieren kann. Es gibt wenige kollektive Kontexte, die diese Funktion in einem guten Sinne erfüllen – eine solidarische Organisation in deinem



Viertel ist eine davon. Man könnte sagen, wir interessieren uns für eine Politik des Lebens. Diese würde bedeuten, dass Menschen sich mit dem, was sie gemeinsam geschaffen haben, identifizieren können und es, wenn nötig, verteidigen. Das ist der Ausgangspunkt für alle weiteren Veränderungen.

Die Bedingungen euer neuen Praxis hast du skizziert, aber wo wollt ihr damit in den nächsten Jahren hin?

Marco: Am Anfang haben wir viel hin und her überlegt und wussten nicht so recht, was wir tun sollen, um in Kontakt mit den Leuten zu kommen, mit denen wir doch schlussendlich besetzen wollten. Es gibt soviel Leerstand in Mailand, und eben innerhalb dieser Leerstelle können wir etwas Neues erschaffen. Kurz nachdem wir das erste Haus besetzt hatten, initiierte die Stadt eine große mediale Kampagne, in der sie mit 200 sofortigen Zwangsräumungen drohte. Das hat uns eingeschüchtert. Wir dachten, jetzt wo wir endlich angefangen haben und das Ganze läuft, passiert nun so etwas und wir sind noch gar nicht in der Lage uns solch einem Angriff zu stellen. Aber es waren die ganz normalen Leute selbst, die auf die Straße gegangen sind, die Polizei angegriffen und sich gegen die Räumungen gewehrt haben. Und es war dieser Widerstand, der dazu ge-

führt hat, dass der Plan dieser 200 Zwangsräumungen gestoppt wurde. Und damit wurde eine Art spontaner Zusammenschluss der Viertel geboren, die bis dahin nicht wirklich organisiert waren.

Daraufhin haben wir gesagt, das primäre Ziel muss sein, dass sich mehr Komitees in anderen Vierteln gründen und zwischen den Vierteln eine gemeinsame Organisation geschaffen wird, die eines Tages zu einer gemeinsamen Organisation der proletarischen Viertel führen könnte. Sie wäre in der Lage dazu, gemeinsame politische Schritte in der Stadt zu konstituieren, um aus einer Position der Minorität eines Komitees heraus zu kommen, hin zu einer Organisation der Komitees, welche die Autonomie und die politischen Mittel, um das Leben zu verbessern, aufbaut.

Parallel dazu ist das zweite Ziel, die Kämpfe der Komitees mit anderen bereits existierenden zu verbinden, zum Beispiel mit dem der Arbeiter*innen im Logistiksektor. Ein großer Teil dieser Arbeiter*innen sind Migrant*innen und Mitglieder der Gewerkschaft *Si Cobas*¹, die sehr viel konfrontativer als die traditionellen Gewerkschaften auftritt und auch wesentlich basisdemokratischer organisiert ist. Die Arbeiter*innen, die so kämpfen, setzten sich immer einem großen ökonomischen Risiko aus. Sie müssen vielleicht eine Familie versorgen, Miete zahlen und so weiter, so geben oft viele an einem bestimmten Punkt den Streik auf, weil die Gefahr, ohne Geld dazustehen, zu groß ist. Wenn es aber eine Organisation gäbe, die sagt: »Hey, mach dir keine Sorgen, wir helfen dir bei Problemen mit der Miete!«, dann gibt dir das Kraft und Sicherheit. Einen solchen praktischen Zusammenschluss, eine praktische Einheit zu schaffen, nicht eine zwischen unterschiedlichen Gruppen und Organisationen, sondern eine Einheit, die sich in den alltäglichen Kämpfen bewahrheitet, wäre eine unglaublich große Sache.

Ein anderes Beispiel wären die Studierenden, die sich organisieren. Wir wollen uns ja nicht in den Peripherien isolieren und sagen: »Okay, die Polizei kommt nicht mehr in unsere Viertel, jetzt bleiben wir hier.« Aber im Rest der Stadt sieht es noch ganz anders aus und wie sollen wir dann zum Beispiel mit den jungen Leuten in Kontakt kommen?

So unterschiedlich die Kämpfe auch scheinen mögen, müssen wir versuchen, sie zu verbinden, um einen Block zu schaffen, der gemeinsam politisch agiert. Denn am Ende ist der Kapitalismus der Gegner. Dies beinhaltet auch diejenigen, die die Macht haben und die, die das Gewaltmonopol beanspruchen. Ein solcher Block fehlt, denn das einzige, was sich hier bewegt, sind die *Centri Sociali*², in denen politische Gruppen sitzen, die den Kontakt zur Realität und zum Territorium verloren haben. Deswegen denke ich, um so mehr Komitees es gibt, um so mehr Kollektive es gibt, um so mehr Arbeiter*innenorganisation es gibt, um so besser.

Und in Bezug auf Euch selbst?

Marco: Ein drittes Ziel ist unsere eigene Veränderung, auch im Alltäglichen. Es ist der Versuch, Räume zu schaffen, in denen unser aller Leben sich auf andere Art und Weise reproduzieren kann und wir dadurch näher zusammenrücken. Das passiert zum Beispiel in der Form der Küchen für Alle, den solidarischen Kliniken und medizinischen Sprechstunden, den selbstorganisierten Gyms, der kollektiven Kinderbetreuung oder unserem selbstorganisierten Fußballteam *Ardita Giambellino*. Alle diese Orte und Interaktionen helfen uns, ein Territorium zu schaffen, in der wir die Identität stiften können, von der ich an-

fangs sprach. Und es bist nicht du, die Genoss*in, die etwas aufbaut, sondern das sind wir alle gemeinsam. Aber, wie gesagt, es ist einfach, das alles so zu erzählen, aber zwischen dem einfach nur darüber Reden und es dann tatsächlich tun, liegen Welten.

Was wäre ein Ratschlag oder eine Botschaft, die du denen, die tatsächlich etwas tun wollen, mit auf den Weg geben würdest?

Marco: Haltet nicht zu starr an euren Ideen fest. Das ist etwas, was wir hier gelernt haben. Mit Sicherheit wird das, was ich euch erzählt habe, sich mit der Zeit modifizieren und sicherlich werden bessere Ideen aus dem Viertel kommen. Unsere Arbeit, wie sie jetzt ist, ist eine andere, als sie es am Anfang war und wir versuchen, uns nicht zu feste Ziele zu setzen. Wir versuchen eher Richtlinien zu folgen, mit der Bereitschaft, auch davon abzuweichen und neue Wege einzuschlagen, um irgendwann anzukommen. Wenn wir nicht die Fähigkeit haben, Veränderungen zu lesen, Geduld zu haben und zuhören zu können und uns in den entscheidenden Momenten zusammen zu tun, dann sind wir dazu verdammt, zu verlieren.

Die Mehrheit der Leute hat das Gefühl der Niederlage akzeptiert: »Wozu sollen wir kämpfen? Damit wir die nächste Anzeige kassieren? Wozu kämpfen, wenn wir doch sowieso nichts machen können?« Und genau das müssen wir verändern. Insbesondere müssen wir den Eindruck – nein, nicht den Eindruck – die Sicherheit vermitteln, dass es sich lohnt zu kämpfen. Denn wenn du kämpfst, dann wird es Erfolge geben, wenn du kämpfst, kannst du glücklich werden. Es wird nicht nur Anzeigen und Gefängnisse geben, sondern ein Leben, von dem du bis dahin nicht gekostet hast. Dieses Gefühl der Sicherheit, diese Lust der Welt die Stirn zu bieten, das ist etwas, dass alle erleben sollten.

1 *Sindacato Intercategoriale Cobas* – Italienische Basisgewerkschaft, deren Praxis auf Erfahrungen von Arbeiter*innenräten zur Selbstverwaltung im Sektor der Metallverarbeitung in den 1980er Jahren zurückgeht.

2 Bei den italienischen *Centro Sociale* handelt es sich um klassische autonome Zentren, die im Land bis in die Kleinstädte weit verbreitet sind und ein Überbleibsel der Bewegung der *Autonomia* darstellen. Der Begriff ist nicht zu verwechseln mit der Idee der viel offener gedachten Form der sozialen Zentren, wie sie im deutschen oder auch in diesen Interviews immer wieder auftaucht.

**Die Stärke eines Kampfes ist bestimmt
von der Hingabe ihrer Mitglieder,
von denjenigen die das Territorium
bewohnen. Egal ob es die Universität,
die Fabrik, eine Grenze oder eine
Nachbarschaft ist. Es ist bestimmt von
der kollektiven Macht, die uns erlaubt
zusammen zu sein – im Angesicht unserer
Ängste, im Wachstum unserer Kollektivität.
Darin sich miteinander zu verbinden,
voneinander zu lernen und Brücken zu
schaffen zwischen unseren verschiedenen
Erfahrungen. Und darin, dass wir das,
was wir gelernt haben auf der lokalen,
europäischen oder globalen Ebene teilen.**



malaboca kolektiv